Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

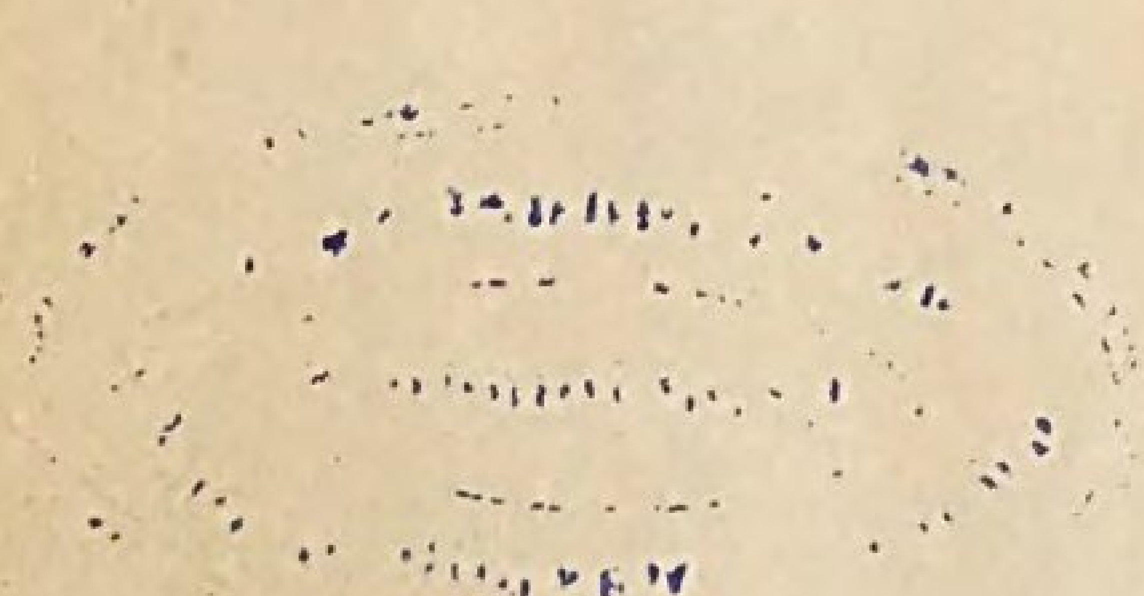
J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29 Kaufingerstraße 29.



Schulter an Schulter.

Roman

von

Hermann Heiberg.

Erster Band.

[1889]

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.
K. R. Hofbuchhändler.

Herrn

Kommerzienrat Ad. Kröner

in Stuttgart

in dankbarer Verehrung

gewidmet.

Erstes Kapitel.

Eilend schritten zwei Männer durch die Hauptstraße des Städtchens Föhrde. Einer von ihnen, der ältere, welcher der dienenden Klasse angehörte, sprach eifrig und erregt, während der andere, ein junger, angesehener Arzt im Orte, mit ernst ruhiger Miene zuhörte. Ihm guckten unter einer goldenen Brille zwei kluge, stillblickende Augen hervor, die jedoch, während sein Begleiter den Fall, um den es sich handelte, erklärte, einen etwas zerstreuten Ausdruck annahmen.

Nur zu sehr gewohnt, von den Menschen ausführliche Berichte über ihre oder ihrer Umgebung Leiden zu hören, auch schon genügend verständigt über Natur und Wesen der Krankheit, von der die Tochter des im Städtchen allbekannten Stadtrats Jahn plötzlich befallen war, unterbrach er zuletzt den Redefluß des Alten und lenkte das Gespräch auf einen anderen Gegenstand.

„Wie lange sind Sie eigentlich schon im Jahnschen Hause, Christian Ohlsen?“ hub er an.

„Vierzehn Johr, Herr Doktor Adler. Zu Michelis werden es vierzehn Johr,“ erwiderte der Mann in dem breiten Dialekt der plattdeutsch Redenden. „Ja, ja, die Zeit läuft! Ich weiß es noch, wie die kleine Dagmor geboren wurde! Damols war sie schon ein so schönes Kind, und immer so ruhig und gesund. Und nie hatte sie was bis auf den heutigen Tag. Abers mit diese Halsgeschichten! Das kommt über nacht. Mit einmal is es da, man weiß nich, wie es angeflogen kummt.“

Da Ohlsen, das Faktotum des Jahnschen Hauses, schon wieder bei der Krankheit angelangt war, schwieg der Doktor, um ihm nicht neue Ermunterung zum Reden zu geben. Aber nach einer Pause sagte er, während sich Christian Ohlsen zur Linken und Rechten des soeben von ihnen beschrittenen, zwischen Wiesen und Gärten hinlaufenden, sogenannten Präsidentenweges umschaute:

„Ist der Stadtrat schon lange verreist? Und wann wird er zurückerwartet?“

„Anfang der Woche!“ erwiderte Ohlsen, und nach seiner Gewohnheit der Anrede den Namen hinzufügend, wiederholte er: „Anfang der Woche, Herr Doktor Adler. Und morgen abend dachten wir, daß der Herr Stadtrat zurückkommen sollte!“

„Hm! Hm!“ machte der Doktor.

„Frau Stadtrat sagte gleich, ich sollte man bei Ihnen hinlaufen. Physikus von Rosen war über Land, und Doktor Pracht, was eigentlich unser Arzt ist, der scheint ja selbst auf den letzten Loch zu pfeifen. Haben Herr Doktor Adler was gehört?“

Der Doktor schüttelte den Kopf. Er verstand aus der Rede des Alten, daß man eigentlich die Absicht gehabt, zu dem Physikus zu schicken, in der Not aber zu ihm gesandt habe.

Als sie die nahe dem kleinen Hafen gelegene, hübsche Villa des im Städtchen angesehenen und reichen Stadtrats Jahn erreicht hatten, zog Christian Ohlsen die Mütze und verabschiedete sich. In seinen blauen, ehrlichen Augen stand die Sorge, und er konnte es nicht lassen, noch ein Schlußwörtlein zu sprechen.

„Na, ich hab' ja denn nu niks weiter zu thun Herr Doktor Adler werden es schon machen, daß unsere Dagmor wieder fix wird. Oder soll ich Herrn Doktor anmelden?“

„Nein Ohlsen, lassen Sie nur! Werde schon selbst! Adieu!“

Nach diesen Worten nickte Adler und schritt durch den sorgfältig gehaltenen Vorgarten ins Haus.

Es war angehender Sommer, aber ein unbeständiger Tag. Entweder umsäumte die Sonne die am Himmel aufgetürmten Wolkenberge mit

scharfgoldenem Strahl und sandte gleichzeitig eine unnatürlich stechende Hitze herab, oder es fielen aus dem öden Grau der Höhe, wie eben jetzt, Regenschauer, die der umdüsterten Landschaft ein noch trostloseres Gepräge verliehen.

Bei des Doktors Eintritt ins Haus ertönte zwar eine laute Klingel, aber niemand zeigte sich in dem weitläufigen, in der trüben Witterung etwas kahl aussehenden, aber musterhaft sauberen Flur.

Nun klopfte der Doktor, unbekannt mit der Hausgelegenheit, aufs Geratewohl an eine der vielen Thüren und öffnete dieselbe fast gleichzeitig. Ein sehr elegantes und geräumiges, nach dem Garten gelegenes Balkonzimmer that sich vor ihm auf. Aber weder hier, noch in den daranstoßenden, ebenso vornehm eingerichteten Räumen war ein menschliches Wesen zu sehen.

Überall empfing des Doktors Auge bei einer raschen Umschau den Eindruck gediegener Wohlhabenheit und musterhafter Ordnung. Nirgends ein Stäubchen!

In einem der Zimmer stand neben dem blumenbesetzten Fenster auf einem zierlichen Nähtisch ein mit einem spitzenumsäumten, blauseidenen Schutztüchlein bedeckter Nähkorb, der das Wohngemach der Frau des Hauses verriet.

Im Speisezimmer auf dem Buffett sah man

blitzendes Silber und Krystall in gleich vollendeter Ordnung aufgereiht. Der braun gebohnerte Fußboden war spiegelglatt, und die messingnen Thürgriffe glänzten, als sei eben eine säubernde Hand darüber hingeglitten.

Nachdem der Doktor, angenehm berührt von dieser durch Ordnung getragenen Schönheit, den Flur wieder betreten hatte, klopfte er noch an eine Thür gleich am Eingang und schaute flüchtig hinein.

Es war augenscheinlich des Stadtrats Privatgemach. Ein großer, mit Büchern und Schriften bedeckter Schreibtisch, hübsche Möbel, Bilder; hier ebenfalls Blumen, ein Vogelbauer; — aber auch in diesem Gemach niemand.

Als Doktor Adler dann endlich sich anschickte, die hellbraune, kunstvoll ausgekehlte Eichenholztreppe emporzusteigen, zeigte sich ihm auf halber Höhe derselben eine gerade herabkommende Magd, die bei Nennung seines Namens eine sichtlich freudige Überraschung an den Tag legte.

„Frau Stadtrat sind oben bei Fräulein Dagmar im Schlafzimmer!“ erklärte das rotwangige, etwas robuste Mädchen, rasch nickend und sich in ihrer eiligen Bereitwilligkeit schon halb wieder hinaufwendend. „Bitte, ich werde es gleich sagen! Ich sollte grade Ohlsen fragen, ob er Herrn Doktor vielleicht nicht getroffen hätte.“

Und gleichzeitig setzten sich ihre in blaßrot und weiß gestrickten Strümpfen steckenden und mit schlappend nachklappernden Hauspantoffeln bekleideten Füße in Bewegung und flogen wieder hinauf.

Der Doktor neigte in seiner ruhigen Weise den Kopf mit dem stark entwickelten Hinterhaupt und schritt langsam hinter der Magd her.

Oben öffnete sich alsbald eins der Gemächer, und die Stadträtin, eine ungewöhnlich schöne, aber nicht mehr junge Frau, in deren Zügen sich bei Adlers Anblick eine deutliche Erleichterung ausprägte, trat ihm entgegen. Sie besaß eine sanfte und trotz ihrer Jahre fast mädchenhafte Art, und ihre Augen hatten etwas Insichgekehrtes, Stilles, das unendlich anziehend wirkte.

„Ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie gekommen sind, Herr Doktor!“ begann sie, des Arztes Hand haltend. „Und darf ich Sie gleich zu meiner Tochter führen? Sie hat starkes Fieber und klagt über Halsschmerzen.“

Adler nickte leicht mit einem Ausdruck, als begreife er ihre Sorge und fühle sie mit. Dann trat er ins Gemach.

Alle Jahnschen Kinder, zwei Mädchen und ein älterer Sohn Eduard, waren blond und dunkeläugig und schon infolge dessen sehr schöne Menschen. Dagmar besaß insbesondere die den

Blonden eigenen, blendend weißen Farben, aber ihr Haar war dunkler als das ihrer Geschwister; es spielte in jenes verführerische Feuerbraun, das der Österreicher Makart aus seinem Pinsel hervorgezaubert hat, und das wir bei den stolz blickenden Frauen auf den herrlichen Bildern der alten Italiener bewundern.

Das Gemach, in dem die Kranke lag, fiel auf durch die reizvolle Durchsichtigkeit seiner Farben. Zartgeblümte Gardinen, ein Toilette- und ein Waschtisch, unter deren Spitzenumhüllung ein sanftes Rosa hervorschimmerte, und kleingeblümte Vorhänge an den Fenstern standen in schönem Einklang mit einem den Fußboden bedeckenden chinesischen Strohteppich. Die Wände waren mit hellen Tapeten bekleidet, in denen kleine Rosenbuketts mit Veilchen abwechselten.

Dagmar lag auf einem mit feinem Leinen bedeckten und von Spitzen umsäumten Bett. Ihr rotbraunes Haar breitete sich auf dem schneeigen Kopfkissen in unbeschreiblich reicher Fülle aus, und einen ihrer vollendet geformten, weißen Arme hatte sie unter das Haupt geschoben, welches edler geschnitten kaum gedacht werden konnte. Die Augen waren geschlossen, und die schwarzen Wimpern fielen auf eine Stirn, deren zarte Farbe unvergleichlich war.

Als Adler hinzutrat, ihre Rechte ergriff und

nach dem Puls fühlte, schaute sie verwundert empor, ließ aber dann sogleich die Augen wieder müde und teilnahmlos sinken.

Der Stadträtin Blicke hefteten sich mit ängstlicher Spannung auf des Doktors Angesicht, und als dieser nun, statt eine Meinung oder ein Urteil abzugeben, um einen Löffel bat und sie durch eine Bewegung aufforderte, die Kranke emporzurichten, steigerte sich bei seiner ernsten Miene ihre Sorge.

„Bitte, Fräulein, öffnen Sie einmal den Mund, und sagen Sie recht deutlich A!“ begann der Doktor mit ruhiger Bestimmtheit. Sie that, wie ihr geheißen; zwei blitzende Zahnreihen erschienen, und die Lippen schlossen sich wieder.

„Hm, — hm!“ stieß der Doktor langsam hervor und legte den Löffel vorsichtig beiseite. „Es wird gut sein, wenn Sie Ihre jüngere Tochter Minna, — nicht wahr, die kleine Minna? — von der Kranken fernhalten! Lassen Sie das Fräulein sogleich und andauernd Eis schlucken. Sorgen Sie für frische Luft. Drunten werde ich etwas aufschreiben zum Gurgeln. — Viertelstündlich — —“

„Haben Sie ernste Besorgnis?“ drängte es sich aus dem Munde der Frau. Noch immer hatte der Doktor nichts hierüber geäußert.

„Es ist eine mit recht starkem Fieber verbun-

dene Halsentzündung," erwiderte er jetzt etwas ausweichend. „Ich werde heute nachmittag noch einmal wieder vorsprechen. — Zeigt sich kein Stillstand in der Krankheit, — es sind weiße Flecke vorhanden, — so werde ich pinseln. Vielleicht, hoffentlich ist's nicht erforderlich. Wir werden sehen." —

Und dann warf er noch einen raschen Blick auf die Kranke, — nicht die Sorge allein drängte ihn dazu, — verließ das Gemach und schritt mit der Stadträtin die Stufen hinab.

Nachdem Adler das Rezept in des Stadtrats Arbeitszimmer aufgeschrieben, folgte ihm die Frau auf den Flur und sagte mit sanfter, aber eindringlicher Bitte:

„Nicht wahr? Sie kommen sicher, verehrter Herr Doktor? Nehmen Sie tausend Dank, und — und —", hier trat's feucht in ihre dunklen Augen, — „ich bitte, verlassen Sie uns nicht bei dieser, — ich weiß es, — bösen Krankheit! —"

Der Doktor bewegte freundlich den Kopf, und ein warmer, vertrauenerweckender Blick, der sie aus seinen guten Augen traf, verscheuchte ihr plötzlich alle schweren Sorgen.

„Ich komme bestimmt, Frau Stadtrat!" erklärte er. „Und machen Sie sich keinen Kummer," fügte er mit tröstender Bestimmtheit hinzu. „Wenn nicht gerade Außergewöhnliches hinzutritt, wird's

morgen vielleicht schon besser sein. Ich bitte nur, — Eisstücke und Gurgeln. Adieu! Empfehle mich Ihnen."

Und dann ging er, sich fast rauh ihrem Dank entziehend. Aber draußen zogen allerlei Gedanken durch seinen Kopf. Die Frau hatte Anlaß, zu sorgen! Dagmar Jahn war recht krank. Der Puls stand hoch. Ungewöhnlich hastig und in überaus kurzer Zeit hatte sich die Krankheit entwickelt.

Und die Stadträtin hatte nicht nötig gehabt, ihn zum Wiederkommen aufzufordern. Es drängte ihn selbst, wieder in der Kranken Nähe zu sein, ihr alle Hülfs- und Liebesdienste zu erweisen, die ihm zu Gebote standen.

War er denn früher blind gewesen? Oft, bisweilen täglich, hatte er das schlanke Mädchen, den Schulranzen auf dem Rücken, an sich vorübergehen sehen, und sein Schönheitssinn war dann allerdings rege geworden; aber sie war für ihn doch nur eine durch ihre rotbraunen Haare sich ungewöhnlich abzeichnende, junge, weibliche Erscheinung gewesen. Etwas Besonderes hatte er bei ihrem Anblick nie empfunden.

Wie hätte das auch wohl geschehen können! Dagmar Jahn besuchte noch heute — obwohl geistig und körperlich ungewöhnlich entwickelt — die Schule, spielte mit ihresgleichen und tummelte sich sogar bisweilen noch mit den Knaben.

Aber heute gingen des Mannes Gedanken immer wieder zu ihr hin. Dem schönen Kinde durfte nichts geschehen! Was in seiner, was in menschlicher Macht stand, das sollte ihr werden!

Im Krankenzimmer lag, wie am Vormittage, Dagmar Jahn mit geschlossenen Augen. Eine mit einem grünen Schirm bedeckte Lampe stand fernab auf dem Sofatisch und verbreitete ein sanftes Licht.

Lautlose Stille herrschte in dem kleinen Gemach; nur draußen, vom Wasser her, ertönten noch menschliche Stimmen. Segel- und Ruderboote kehrten heim. Wartende Freunde standen am Ufer, und Wort und Antwort erfolgte. Und als dieses Geräusch ausgeklungen, ging noch ein letztes Summen unruhiger, unsichtbarer Geschöpfe durch die Luft; auch die Frösche erhoben ihr zankendes Geschwätz, das aber bald wieder verstummte. Der Abend wich, die Nacht regte sich mit langen, leisen Schritten, streckte ihre dunkle Hand über Land und Wasser aus und drückte der Natur und ihren Geschöpfen den erquickenden Schlaf auf die Augen.

Auch Dagmar Jahn schlummerte, und im Sofa, ihr gegenüber, war der sanften Frau gleichfalls das Haupt vornüber gesunken. Die Anstrengungen des Tages hatten ihre Kräfte erschöpft. Die mitleidige Vorsehung erlöste sie beide für Stunden von Schmerz, Qual und Sorge.

Da stieß ein Nachtfalter mit hartem Flügelschlag an die Tapete, flog irrend hin und her und verfing sich zuletzt an dem Licht der Lampe.

Dieses Geräusch weckte die Frau auf; sie sammelte ihre Gedanken, schalt sich, daß sie der Müdigkeit erlegen, und trat leisen Schrittes an Dagmars Lager. Ihr Kind schlief noch immer, als jedoch draußen ein Geräusch vernehmbar wurde, als die Schlummernde fühlte, daß jemand in ihre Nähe getreten sei, schlug sie die Augen auf und sah ihre Mutter mit einem matten, tiefkranken Blick an. Und da bemächtigten sich Unruhe und Sorge von neuem der Frau. Aber sie wichen wieder, als nun eben Doktor Adler die Thür vorsichtig öffnete, und mit ernster Freundlichkeit das Haupt neigend, näher trat.

Und die Stunden gingen, die Nacht wanderte weiter, aber noch immer war Adler nicht in seine Wohnung zurückgekehrt. Erst gegen morgen schleppte er sich ermattet und bedrückt nach Hause.

Nach der Ruhe hatten sich wieder allerlei sehr besorgniserregende Erscheinungen bei der Kranken eingestellt, weshalb der Doktor es nicht über sich hatte gewinnen können, die zagende Frau allein zu lassen. Aber es war auch nicht umsonst gewesen, was er an dienender Hülfe geleistet. Als er die Villa verließ, war das Fieber wenigstens nicht fortgeschritten, und ein aber-

maliger, fester Schlaf schien auf eine bessere Wendung zu deuten. Freilich, Gefahr war noch immer vorhanden, aber nun mußte die Natur, aller Kranken bester Arzt, erst wieder einmal allein walten.

„Ich bitte, gehen auch Sie schlafen, Frau Stadtrat! Sie können es," hatte Adler der Frau sanft zugeredet. „Und morgen vormittag bin ich wieder da und —" hier war ein unbeschreiblich gütiger Ausdruck in seinen Zügen erschienen — „verkündige Ihnen hoffentlich, daß alle und jede Besorgnis vorüber ist. Gute Nacht! Keine Ursache — Adieu!"

Und dann kam der nächste, doch wieder sehr schwere Tag, und ihm folgten andere; eine Woche verlief, fast noch eine, und immer nahm Doktor Adler denselben Weg nach der Jahnschen Villa und sah nach seiner jungen Patientin. Endlich jedoch äußerten sich nachhaltiger die Widerstandsfähigkeit ihrer guten Natur und die Wirkungen seiner Anordnungen und Bemühungen. Die tiefgesunkenen Kräfte des Kindes hoben sich langsam, aber sichtlich; Dagmar blühte allmählich in alter Kraft, Fülle und Schönheit auf, und eines Tages erklärte der Doktor, daß er nunmehr in dem Hause nichts mehr zu schaffen habe.

„Doch! lieber, verehrter Doktor!" sagte die Frau, die seiner unausgesetzten, treuen Pflege die Erhaltung des Lebens ihres Kindes zuschrieb.

„Ich hoffe, Sie sprechen in Zukunft nicht nur als unser Arzt, sondern auch als guter Freund der Familie recht häufig bei uns vor und lesen jedesmal in unserem Blick, wie sehr wir Ihrer Wohlthaten eingedenk sind.“

So ward es in der That! Der Sommer wich mit seinen warmen Tagen, der unruhige Herbst kam, und der rauhe Winter tobte sich mit seinen Schneeflocken aus. Während dieser Zeit war Adler ein wöchentlicher Gast des Hauses geworden und hatte sich seinen neuen Freunden, auch dem Stadtrat und seinem Sohn Eduard, mit großer Wärme angeschlossen. Freilich, die Erinnerungen an Dagmars Krankheit traten bald zurück. Sie eilte wie früher mit dem Ranzen auf dem Rücken der Schule zu und ging ihren jugendlichen Neigungen nach. Dem Doktor begegnete sie, wenn sie seiner ansichtig ward, und er sich mit ihr einließ, mit kindlicher Ehrerbietung, und er sah sie wie ein Knöspleiu an einem Rosenstock an, das erst reifen und sich auswachsen müsse, und deshalb noch keine besondere Beachtung in Anspruch nehmen könne. Sie standen zu einander in guter Gesinnung, aber eben auch nur so, und wie es verschiedenes Lebensalter und verschiedene Interessen von selbst mit sich führen.

Zweites Kapitel.

Es war Frühlingsmitte und fünf Uhr nachmittags an einem Sonnabend. Eben hatte die Glocke des großen Domes in Föhrde mit ihren langsamen Schlägen die Stunde verkündet, als zwei Knaben, Felix Kartheuser und Karl Valentini, mit behutsamen Schritten eine dunkle Treppe hinabstiegen, die in den Keller des Kartheuserschen Hauses führte.

„Fall' nicht! Halt' Dich an der Wand fest!" flüsterte Felix, ein schlanker, geschmeidiger Bursche zwischen zwölf und dreizehn Jahren, dem die Lust zum Schabernack auf dem Gesicht geschrieben stand, seinem ihm folgenden Kameraden zu.

In dem Keller befand sich in der Mitte eine rundausgemauerte, brunnenartige Öffnung, und geradezu und zu beiden Seiten zeigten sich mehrere Lattenthüren, durch die man in die einzelnen Kellerabteilungen gelangte. Felix tastete sich zu

der mittelsten derselben und machte sich daran, eine über einen eisernen Haken geschobene, aber durch kein Hängeschloß verwahrte Krampe zu lösen.

Erst allmählich vermochte das scharfe Auge der Kinder das Halbdunkel zu durchdringen, da der Keller sein Licht nur durch zwei länglich schmale Fenster erhielt, die nicht mit Glas versehen, sondern mit weitmaschigem Eisendraht besponnen waren.

„Es wird famos gehen! —“ flüsterte Felix, der nun eben die Thür von dem Hindernis befreit hatte, und ein glücklich befriedigtes Lachen zog über sein Gesicht. „Wasser ist hier im Keller in der Grube! Wart! Ich ziehe die Spritze voll, und dann geben wir ihnen den ersten Guß!“

Er schmunzelte, winkte dem Freunde, näher zu treten, zog das genannte Instrument hervor und füllte dasselbe mit Wasser.

Man blickte durch die Fenster auf einen geräumigen gepflasterten Hof. Geradevor, in nächster Nähe, befand sich eine Pumpe mit einem geschweiften Sandsteinbecken, welches das Wasser aus derselben auffing, und davor standen zwei Dienstmädchen des Hauses, die Leinenzeug wuschen.

Zu beiden Seiten des Hofes erhoben sich Gebäude; zur rechten der Flügel, der zu dem

Kartheuserschen Grundstücke gehörte; zur linken sah man ein hohes Nachbarhaus, das Stadttheater, daneben eine Planke, und geradezu ein kleines, mit Epheu umranktes Gebäude, durch das man in den Garten gelangte. —

Es handelte sich darum, die Dienstmädchen mit Wasser zu bespritzen und sich an ihrem Schrecken und ihrer Überraschung zu weiden.

Aber bevor der Angriff vor sich ging, richteten sich der Knaben Blicke noch einmal auf die beiden Opfer, die so ahnungslos dreinschauten.

Und da packte Karl Valentini in der Vorstellung des Kommenden ein solcher Kitzel des Lachens, und er platzte so ungestüm und laut heraus, daß die waschenden und schwatzenden Mädchen unwillkürlich ihre Arbeit unterbrachen und sich umschauten.

„Mensch! sei doch still! Du verdirbst ja alles!“ flüsterte Felix, obgleich es ihm selbst an der Kehle saß. „So, nun paß auf!“

Er schob die Spitze der Spritze vorsichtig geräuschlos durch das maschige Gewebe des Fensters, richtete sein Geschoß genau, und zwar auf Stine, die Köchin — und drückte ab.

Allerdings zeigte sich den Knaben da ein erhebender Anblick! Die Köchin, die den vollen Guß auf die Nase erhalten hatte, flog zurück,

als ob eine Bombe sie getroffen habe, fuhr mit den Händen über den Mund, schnaubte, wischte, riß die Augen auf und schaute sich mit wütenden Blicken um.

Von Lachen überwältigt und gewarnt, wichen die beiden Jungen zurück, aber ein wahrhaft triumphierender Ausdruck flog über ihr Gesicht, als ihnen von ihrem versteckten Beobachtungsposten aus die Genugthuung ward, daß Stine völlig im Dunkeln darüber geblieben war, woher ihr diese ungewöhnliche Auszeichnung geworden. Sie schaute links, rechts, in den Himmel, neben den Waschkübel, warf boshafte Blicke auf die kichernde Lene, das Hausmädchen, und schüttelte endlich den Kopf wie ein Mensch, der einerseits vor einem Rätsel steht, und andererseits das, was geschehen, durchaus nicht anziehend findet.

Inzwischen hatte Felix eine neue Ladung in die Spritze gezogen und schlich, Karl hinter sich, abermals an das Fenster.

Die Bevorzugung, die Stine geworden, bedurfte der Ausgleichung! Jetzt sollte Lene aufs Korn genommen werden. Noch zögerte Felix einen Augenblick, den Angriff auszuführen. Lene trug eine hübsche Dienstmädchenjacke mit kurzen Ärmeln und sah in dieser und in dem Brabantnen Rock so sauber und appetitlich aus, daß ihn fast das Mitleid beschleichen wollte.

Aber Weichmütigkeit war hier nicht am Platz. Die Pflicht rief!

„Also — jetzt —! Oder willst Du einmal schießen, Karl?“

„Na ja, laß mich!“

„Ziel' aber gut. Fix auf die Nase gehalten, sonst hat es keine ordentliche Wirkung.“

„Jawohl! Jawohl!“

Abermals ward die zinnerne Mündung angesetzt, gerichtet und — losgeschossen.

Wenn sich in Stines Angesicht die Wirkung der Wasserflut in durchaus zufriedenstellender Weise gezeigt hatte, so konnte der neue Schütze erst recht über seine Leistung Genugthuung empfinden. Lene hatte gerade zu lustigem Schwatzen den Mund geöffnet, als der Strahl angerauscht kam, und so ereignete sich denn das Überwältigende, daß die ganze, heftig anschießende Flut ihr in den Schlund geriet.

Sie fuhr zurück, wie jemand, den man gegen seinen Willen unter Wasser getaucht hat, und der keinen Atem zu holen vermag. Die Arme hoben sich, der Kopf wackelte, die Augen traten hervor, und die Zunge reckte sich für Sekunden lang aus dem Munde.

Noch dazu war ihr die Wäsche, ein langes, weißes Bettlaken, vor Schreck aus der Hand und mit den Enden auf die nur mit Schuhen be-

kleideten Füße gefallen, so daß sie nicht nur oben, sondern auch unten die großen Annehmlichkeiten eines Bades im vollen Habit und auf trockener Erde verspürte.

Lene aber sah nicht wie Stine wütend um sich, sondern sie verließ, nachdem sie sich einigermaßen erholt, ihren Standort, raste hin und her und suchte das Wasser von der Kleidung abzuschütteln. Erst zuletzt blickte sie unter wenig schmeichelhaften Ausdrücken für Felix zu den Fenstern des Hauses empor, weil sie ihn dort vermutete. Und als sie ihn nicht entdeckte, eine Thatsache, die beide Buben mit ungemessener Befriedigung erfüllte, richtete sie die wilden Blicke auf das Nachbargrundstück und schaute bis an die Schornsteine hinauf.

Felix und Karl Valentini berieten während dessen, ob sie ihre Angriffe fortsetzen oder es bei den stattgehabten bewenden lassen sollten. Da sie fürchteten, bei einer Wiederholung entdeckt zu werden, kamen sie zu dem letzteren Entschlusse, legten vorher noch die eiserne Krampe wieder vor die Lattenthür und eilten, vorsichtig um sich spähend, die Treppe zum Hausflur hinauf.

„Weißt Du! Wir wollen nach der Domkirche und Ball spielen!“ entschied Felix. „Ich will nur die Spritze weglegen und mir ein Vesperbrot holen. Willst Du auch eins?“

Karl nickte und stellte sich, während Felix forteilte, vor die Hausthür.

Nachdem dieser in seinem oben im Hause belegenen, nach dem Garten schauenden, kleinen Zimmer das Schießinstrument abgelegt, rannte er mit ein paar eiligen Sätzen die Treppe wieder hinab. Eben kam seine Mutter, die Frau Doktorin Kartheuser, aus dem Wohnzimmer.

„Du, Mama, ich wollte gern ein Vesperbrot; auch Karl Valentini möchte eins!"

„Junge, wie siehst Du wieder aus! Wo warst Du? Wie sitzt Deine Jacke? Ordne Deine Kleider! Ja! komm denn!"

Mit diesen tadelnden Worten schritt die Doktorin, eine noch jung aussehende Dame mit blendend zarten Farben, klugen, lebhaften Augen, weichem, braunem Haar und einem ungewöhnlich energischen, aber zugleich große Herzensgüte verratenden Gesichtsausdrucke, Felix in die Küche voraus. Hier schnitt sie zwei sehr dicke Scheiben von einem aus der Speisekammer hervorgeholten Roggenbrot ab.

„Nicht so dick und ein bischen viel Butter, Mama!" bettelte der Junge.

„Dank Du Deinem Schöpfer, daß Du überhaupt etwas zu essen hast. Butter ist teuer."

„Dann wenigstens für Karl etwas mehr Butter!"

„Wenn er Appetit hat, wird's ihm auch so

schmecken. Hat er keinen, so giebt's arme Leute genug, die sich freuen, wenn sie eine solche Schnitte bekommen."

„Danke!" warf der Knabe rasch hin, ergriff das Brot und wollte forteilen.

„Schließ' die Hausthür langsam, hörst Du?" mahnte die Mutter. „Heute mittag hast Du sie wieder derartig zugeschlagen, daß der Mörtel von der Wand gefallen ist."

Felix nickte, sprang die Treppe hinunter und suchte seinen Kameraden. Er wollte den Weg durch den Garten nehmen. Als er eben zum Rufen anhub, öffnete sich die Hausthür, und Karl trat, gefolgt von einem herrlichen Hund mit heißem Atem und lang heraushängender Zunge, auf den Flur.

„Fritjoff! Holla hoch!" rief der Knabe lebhaft, brach ein Stück von seinem Brot ab und hielt es, während er Karl die für ihn bestimmte Schnitte hinreichte, hoch empor. Aber Fritjoff hörte nicht, sprang vielmehr auf Karl Valentini zu, schnappte ihm, ehe dieser es hindern konnte, seine ganze Schnitte aus der Hand und verschlang sie.

„Wart! Ich will Dich lehren!" rief Felix, stürzte auf Fritjoff zu und erteilte dem unter der Zucht seines Herrn sich ängstlich verkriechenden Tier einige heftige Schläge. Infolge dessen ent=

stand ein überlautes Zanken und Bellen, das mit hellen Tönen durch das Haus drang.

Jetzt erschien Frau Doktor Kartheuser oben auf dem Treppenabsatz.

„Felix! Felix!“ rief sie zornig. „Was ist das nun wieder für ein entsetzlicher Lärm. Augenblicklich laß den Hund in Ruhe!“

„Er hat Karl das Butterbrot weggeschnappt!“ erklärte Felix.

„Ach! Immer ist etwas mit Dir!“ schalt die Doktorin unmutig. „Macht nur, daß Ihr fortkommt!“

„Da, bitte, nimm!“ sagte Felix gutmütig und steckte dem widerstrebenden Freunde seine Butterschnitte in die Hand. „Ich hol' mir eine andere!“ Und wieder stürmte er die Treppe empor.

„Du, Mama, noch ein Vesperbrot! Bitte!“ hub er an und trat in das Wohnzimmer.

„Nichts da! Ihr seid doch keine kleinen Kinder! Hütet, was Ihr in Händen habt.“

„Darf ich mir selbst ein Stück abschneiden?“

„Ach!“ — machte die Doktorin ungeduldig.

Felix nahm den Laut als Zeichen der Bejahung, lief in die Küche, säbelte zwei dünne Scheiben herunter und schmierte fast ebenso dicke Butter darauf.

„Du nimmst doch nicht wieder so viel Butter?“ hörte er nun draußen sagen.

„N—ein — N—ein!“ ertönte es langgezogen und beruhigend zurück. Als jedoch die Frau in diesem Augenblick in die Küche trat, versteckte der Junge in der Linken das Butterbrot und umfaßte mit der Rechten seine Mutter, zog sie zu sich herab, küßte sie zweimal mit stürmischer Zärtlichkeit auf die Wangen, geizte auch noch nach einem liebevollen Blick von ihr, und stürmte dann endlich mit Karl und Fritjoff durch den Garten und über den Präsidentenweg der Domkirche zu.

Diese erhob sich auf einem breiten, einsamen Platze, etwa im Zentrum der langausgestreckten, an einem sanft dahinfließenden Strome belegenen und von Wald umkränzten Stadt. Das freistehende Gotteshaus mit seinen Vorsprüngen, Ecken, Nischen und Winkeln eignete sich als Spielort für die Knaben vorzüglich. Hier wurde Räuber und Soldat aufgeführt, und der geräumige Platz diente dem Ballspiel. —

In der Nähe der Domkirche befand sich der Marktplatz mit dem Rathaus, dem Ratskeller und der Apotheke, und der Kirche gegenüber lag die Gelehrtenschule, ein Gebäude mit dicken Mauern, das früher ein Mönchskloster gewesen war.

In einem der hoch- und spitzgegiebelten Häuser des erwähnten Marktes, das mit seiner von einem geschnörkelten, blanken Eisengeländer flankierten Steintreppe, der von früh bis spät offenen Haus-

thür, dem Spezereiladen und dem unverwischlich säuerlichen Flurgeruch ganz den ehrwürdigen Charakter alter, vergangener Zeiten an sich trug, wohnte in der ersten Etage der Stadtkassierer Fritz Jahn, ein mürrischer, bejahrter Junggeselle, der noch aus Pfeifen mit zinnernen Schwammdosen rauchte, einen blauen Rock mit blanken Knöpfen trug und so regelmäßig lebte, daß er in letzterer Beziehung den Kreislauf der Gestirne am Himmel beschämen konnte.

Stets den Körper vorgebeugt, niemanden ansehend und rasch dahintrippelnd, nahm er täglich um die Abendstunde seinen Weg nach dem sogenannten Altstädter Gasthof, einem am Eingang von zwei Löwen mit hervorgestreckten roten Zungen bewachten Hotel, in dessen Lokalitäten die Mitglieder des Bürgerklubs in langen, verräucherten, aber gemütlichen Zimmern zusammenkamen. Hier fand er seine eigene Pfeife, die an einem bestimmten Brett hing, seine Bekannten und seinen — Grog. Fritz Jahn trank nur Grog von Rum, aber davon genoß er vier bis fünf Glas während des Abends mit ruhigem Behagen. So wie die Uhr zwölf schlug, entfernte er sich, sagte niemandem adieu, und forderte keinen zum Begleiten auf, trippelte vielmehr allein durch die schlecht beleuchtete Nebenstraße nach Hause.

Das Haus am Markte, in dem außer dem

Krämer Perleberg noch eine Familie vorne und eine nach hinten wohnten, gehörte Fritz Jahn. Überhaupt hielt man ihn für einen sehr wohlhabenden Mann, obgleich er so sparsam lebte, wie es der geringen Einnahme des Stadtkassierers einer kleinen Stadt entsprach.

Alle Welt kannte ihn, und wenn man von ihm sprach, geschah's mit Achtung, aber ohne Wärme. Er war filzig, eigensinnig und grob, stand niemandem nahe und beschäftigte sich nur mit seinen Büchern und Zahlen.

Um dieselbe Zeit, als Felix Kartheuser und Karl Valentini auf dem Domplatz ihre Schießübungen anstellten, saß Fritz Jahn in seinem großen, dreifenstrigen Zimmer mit den altfränkischen, steifen Möbeln und den weißen, durch kleine, rote Punkte gezierten Kattungardinen an einem schmucklosen Mahagonischreibtisch und notierte in seinem Ausgabe-Journal — einem mit Linien versehenen Schülerschreibbuch — die Ausgaben der letzten Tage:

Sonntag, den 2. Mai.

Kleine Minna Jahn (Geschenk) . .	4	Schilling

Montag, den 3. Mai.

für Rauchtabak Niclas Melhop Nr. 1.	4	„
ein Paar neue Hosenstrippen . .	4	„
Scheibe im Schlafzimmer	12	„
Frühstück für 7 Tage à 4 Schilling =	28	„

= 1 M. 12 Pf. Kourant.

Sodann zog er einen Strich, addierte und schrieb die Summe darunter.

Inmitten dieser Beschäftigung ward er durch Klopfen an der Thür unterbrochen, und auf sein „Herein“ trat ein ungewöhnlich schönes junges Mädchen von etwa sechzehn Jahren ins Gemach und begrüßte ihn mit: „Tag, lieber Onkel!“

Fritz Jahn richtete den dürren Körper empor und nickte, ohne eine Miene zu verziehen. „Nun, Kind?“ sagte er mit seiner dröhnig schleppenden Stimme. Und gleich darauf lebhafter und sehr mürrisch: „Was? Schon wieder ein neues Kleid? Mein Gott, — wo soll der Luxus hin? —“

Dagmar Jahn — denn sie war es — errötete; sie fand nicht gleich Worte. „Nur das Mieder ist neu, Onkel, der Rock ist aus Mamas Gesellschaftskleid vom vorigen Jahr.“ —

„Hätte Deine Mutter auch noch weiter tragen können. Und Du hattest doch das graue, das ich Dir zu Weihnachten schenkte —“

„Das ist ja Winterstoff, Onkel.“ —

Der Mann zog die farblosen Lippen, wandte sich ab und faßte nach einer langen Pfeife mit Pfefferrohr. Er drückte mit dem Zeigefinger der linken Hand die Asche hinab, griff dann, alles mit bequemer Gelassenheit vornehmend, nach einem auf dem ovalen, blankpolierten Sofatische stehenden, messingnen Becher, entzündete einen der darin

befindlichen, sorgfältig gefalteten Fidibus an einem einen hustenerregenden Geruch verbreitenden Schwefelholz mit giftiggelbem Kopf und rauchte den Tabak an. Er that, als ob seine Nichte, Dagmar Jahn, gar nicht mehr da wäre.

„Ich sollte, — ich wollte, — lieber Onkel, fragen, ob Du —“ hub sie an und stockte, worauf ein langgezogenes, mißmutig fragendes „N—a?“ erfolgte, — „übermorgen bei uns zu abend essen wolltest. Kartheusers sind da und —“

„Und noch zehn andere Familien. Ja! Ich kann's mir denken!“ fiel der Alte heftig ein. „Nein, ich danke. — Sag' Deinem Vater, es wäre besser, er bezahlte seine Steuern, — schon zweimal ist er gemahnt, — als daß er für überflüssige Kleider und luxuriöse Gesellschaften das Geld zum Fenster hinauswirft!“

„Nein!“ erwiderte das Mädchen, in deren Angesicht die schwarzen, mit dunklen Wimpern und eigentümlich tiefen Schatten umrahmten Augen nicht wie bei anderen Menschen in weiß, sondern in einem wunderbaren Hellblau schwammen. Sie richtete diese Augen jetzt fest und unerschrocken auf ihren Onkel Stadtkassierer und fuhr fort: „Das bestelle ich nicht! Das sage Papa selbst!“

Der Alte nahm die Pfeife aus dem Munde und blickte das Kind an. Aus seinen sonst so ruhigen, matten Augen schossen Blitze, und das

unbewegte, pergamentne Angesicht nahm einen boshaften Ausdruck an. Ohne auf ihren Einwand einzugehen, sagte er mit spitzer Stimme:

„Du bist schon groß, klug und verständig genug, um im elterlichen Hause dem Unfug entgegenzutreten. Weißt Du, was das Ende sein wird — über Jahr und Tag, — vielleicht schon früher?“ — Er trat dicht an Dagmar heran, packte ihr Handgelenk und flüsterte unter seinem säuerlichen Tabaksatem: „Bankerott des Hauses Jahn und Comp., Holz-Handlung und Baumaterialiengeschäft! — So, nun weißt Du's! Und wundere Dich nicht, wenn's so weit ist, daß ich nein, zehnmal nein sage! Ja, ja, Deine Mutter ist nicht die Schlimmste. Aber Dein Vater ist ein eitler Hansnarr und ein Verschwender dazu. Das sage ich Dir!

Und nochmals: Du bist groß genug, um Deine fünf Sinne zu gebrauchen und dem Unwesen zu steuern. Aber da ist nur von Amüsieren, Bällen, Gesellschaften und Vergnügungsreisen die Rede. Eitelkeit und Müßiggang — sind aller Laster Anfang!“

Während der Rede des Mannes war des schönen Kindes Brust in wildwogende Erregung geraten. Unter dem Mieder hob und senkte es sich, und die mit durchsichtigen, weißen Sommerhalbhandschuhen bekleideten Hände ballten sich unwillkürlich.

Und als Fritz Jahn nun eine Pause machte, da warf Dagmar den schöngeschnittenen, durch etwas starke Backenknochen noch ausdrucksvolleren Kopf, den sie mit ihrer Mutter gemein hatte, zurück und sagte:

„Der Stadtrat Jahn, in Firma Jahn & Comp., den Du eben angegriffen hast, Onkel, ist mein Vater! Ich dulde nicht, daß er vor mir beschimpft wird, und wenn er selbst ein Verbrechen begangen hätte!

Da ich aber ein wehrloses Mädchen bin, so kann ich nichts weiter thun als gehen und schwören, daß ich nicht eher wieder diese Wohnung betrete, als bis Du erklärst, daß es Dir leid thut, meinen lieben Vater mir gegenüber in solcher Weise herabgesetzt zu haben.

In den Geboten steht: Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren! Ich würde sie auch ohne göttliche Gebote lieben und ehren, aber ich ehre und liebe niemanden, der das heiligste Gefühl, das neben der Anbetung Gottes in meinem Innern wohnt, so roh mit Füßen tritt.

So, das sagt Dir Dagmar Jahn, Onkel! Und nun lebe wohl!“

Dagmar hörte noch, daß der Alte, der sich bei ihren Schlußworten abgewendet hatte, mit den Fingern gegen die Scheiben trommelte. Wie sie aber aus dem Hause kam, das wußte sie

nicht. Sie sah nicht einmal, wie der ewig zerstreute Krämerlehrling Emil bei Perlebergs 1 Pfd. schwarze Waschseife, 6 Apfelsinen und 1 Pfd. Puderzucker zusammen in ein Paket schnürte und dasselbe einem wartenden Kinde unter den Arm schob.

„Schnell, schnell, komm zurück, Emma! Es muß umgepackt werden!“ hörte sie freilich den Jungen rufen. Aber um was es sich handelte, das wußte sie nicht, und das interessierte sie auch nicht.

Wenn Dagmar, über den Marktplatz schreitend, links in die Schiffbrückenstraße bog, hatte sie es am nächsten zur Villa. Aber heute, womöglich noch abwesender und zerstreuter als Emil bei Perlebergs, ging sie an der Ecke vorüber und nahm den weiteren Weg über den Domkirchplatz.

Als sie ihn bis zur Mitte beschritten hatte, flog ihr plötzlich ein Ball an die Schulter, und wenige Sekunden später folgte auch schon eine Entschuldigung von Seiten Karl Valentinis, von dem der Wurf ausgegangen war.

„Thut nichts!“ lachte der mit einigen anderen Knaben ebenfalls hinzugetretene Felix Kartheuser. „Wenn nur Dagmar Jahns Augen nicht getroffen sind! Ach, Dagmar! Hast Du Augen!“

Alle wurden verlegen, am meisten das schöne Kind. „Immer mußt Du doch vorlaut sein

und Unsinn machen, Felix!“ sagte sie, den Kopf schüttelnd.

Und dann zu Karl Valentini gewendet: „Bitte! Es that nicht weh. Es war ja auch nicht absichtlich. Adieu!“

Das letzte Wort begleitete sie mit einem reizenden Neigen des Hauptes und einem Ausdruck, der Julius von Rosen, dem Sohn des Physikus, aber auch Karl das Blut in die Schläfen trieb.

Als sie sich etwa zehn Schritte entfernt hatte, sagte der letztere:

„Famoses Mädchen, diese Dagmar Jahn. Und was hat sie für Zöpfe! Zum Abschneiden!“

Felix' Augen leuchteten. Zum Abschneiden! Das wäre so etwas für ihn gewesen. Und seinen Ball fester fassend, holte er mit langem Arm aus, lies einen lauttönenden Ruf erschallen, zielte und warf das Geschoß so geschickt über Dagmars Kopf weg, daß es unmittelbar vor ihre Füße rollte. Nun wandte sie sich um.

„Bitte, zurückwerfen, Dagmar!“ rief er laut.

Und da bückte sich das schöne Kind und that, wie er wünschte. Freilich, der Ball flog seitwärts gegen die Kirchenmauer; und die Jungen lachten laut über ihre Ungeschicklichkeit.

„Bravo! Bravo, Dagmar!“ rief Felix spottend und stürzte dem Ball nach. Noch einmal, hofften

die Knaben, würde sie sich umschauen. Aber nun bog sie links in die Seitengasse und war ihren Augen entschwunden.

Als Dagmar, zu Hause angelangt, den kleinen, schmucken Vorgarten durchschritt und die Hausthür öffnete, trat ihr Adler mit seinen klugen, ruhigen Augen entgegen.

„Guten Tag, Herr Doktor!“ hub Dagmar in einem höflich ehrerbietigen Ton an. „Und um diese Zeit?“ fügte sie besorgt hinzu und forschte in seinen Mienen.

„Ich wollte keinen Kranken kurieren!“ beruhigte der Doktor. „Die Jahns sind ja ein Geschlecht, bei dem der Arzt im allgemeinen wenig zu thun hat. Ich wollte Ihre Eltern, Sie und Ihren Bruder fragen, ob Sie an einem Picknick teilnehmen wollen, das bei gutem Wetter in nächster Woche geplant wird.“

„Ach, wie reizend!“ setzte Dagmar lebhaft an, unterbrach sich aber eben so rasch und machte ein bedrücktes Gesicht. — „Ich weiß nicht. — Haben Sie die Eltern gesprochen?“ fuhr sie zögernd fort.

Sie hatten während dieses kurzen Wortaustausches den Flur wieder verlassen und waren in den Garten getreten. Aber der Doktor nahm nicht den Weg an die Ausgangspforte des das Grundstück umfriedigenden, schmiedeeisernen

Stakets, sondern lenkte seine Schritte um das Haus herum.

„Wie hübsch das alles hier ist!“ sagte er angenehm berührt und begrüßte gleichzeitig beim Umschauen den im Hintergarten beschäftigten Christian Ohlsen. „Sehr, sehr hübsch! — Giebt's Regen, Ohlsen?“

„Nein Herr Doktor! Wir haben ja konstanten Ostwind. Diese Woche bleibt es jedenfalls gut.“ — Der Doktor nickte und schritt weiter.

Der Garten war in musterhafter Ordnung. Gelber Kies lag auf den Wegen; die Beete befanden sich frei von Unkraut, die hochstämmigen Rosen standen sorgfältig aufgebunden da. Die Dornhecke, welche die bis an den Fluß reichende Wiese von dem Grundstück trennte, war glatt geschnitten, und die grünen Rasen, Bäume und Büsche glänzten in einem gesunden, gleichsam taufrischen Wachstum.

Der Doktor und Dagmar nahmen, einige gleichgültige Dinge berührend, den Weg zur Rechten bis an eine Anhöhe, von der man eine unvergleichlich schöne Aussicht genoß.

„Erlauben Sie, daß ich mich einmal oben umschaue?“ fragte Adler mit neckischer Höflichkeit. Er blieb stehen und biß, nach einer ihm eigentümlichen Gewohnheit, mit den Zähnen auf ein paar Härchen des ungewöhnlich blonden

und sorgfältig gepflegten Schnurrbartes, der seine Oberlippe zierte.

„Aber ich bitte, Herr Doktor!“ erwiderte Dagmar rasch und guckte ihren Begleiter, der sonst so zwanglos bei ihnen verkehrte, fragend an.

Droben angekommen, ließen sie die Blicke über die Gegend schweifen. Vor ihnen auf der grünschimmernden Wiese stand grasendes Vieh, rot und weiß gefleckte Kühe, deren Schwänze sich in einer auf die Fliegen berechneten, fast taktmäßigen Bewegung befanden. Der Fluß lag still wie ein Waldsee. Kein Lüftchen regte sich, und die Gegend ringsum war umflort von einer heißträgen Luft, die zwar drückend auf der Natur ruhte, den Dingen jedoch ein anziehend träumerisches Ansehen verlieh.

Zur Linken, näher dem Hafen, lagen die großen Holzplätze und offenen Schuppen der Firma Jahn & Comp. Holzbeladene Schooner wurden eben am Stapelplatz gelöscht, Fuhrwerk war in Bewegung, und das ungeduldige „Hü, hü!“ der Kutscher ertönte, als ein langer, mit großen Bohlen beladener und mit Eisenketten umwundener, vierspänniger Wagen auf dem Sandwege stockte.

Das rings um den Fluß gebaute Städtchen lag so malerisch da, als sei's aus einem Cyklorama herausgeschnitten. Mitten im Wasser eine

grüne Insel mit Tausenden weißer, ruhelos sie umkreisender Möven, zur Rechten blühende Gehölze, Kirchtürme, Häuser mit roten Dächern und schneeweißen Mauern, Höfe und Gärten; am jenseitigen Ufer aber lieblich gelegene Dörfer, Felder und Wiesen, Anhöhen, Gutshäuser und Mühlen, zur Linken die dort breiter sich ausdehnende, schimmernde Wasserstraße, deren sanftes Blau sich in der Ferne mit dem Horizont vermählte.

„Unsere Heimat ist doch wunderbar schön,“ unterbrach Adler das Schweigen und sah Dagmar freundlich an. Das Kind nickte still, und plötzlich erschienen zwei große, langsam und zögernd über die Wangen gleitende Thränen in ihren dunklen Augen.

„Wie, Thränen? Was ist Ihnen, Dagmar?“ — fragte der Doktor, nicht minder überrascht als besorgt.

„Nichts nichts!“ flüsterte das Kind. „Wenn die Natur auf mich einwirkt, ist mein Gemüt leicht erregt. Mein Bruder sagt, es sei Nervosität, noch von der Krankheit her!“

„Ei was, nervös!“ warf Adler in seiner kurzen Weise hin. „Thorheit! Wie alt sind Sie eigentlich, Dagmar?“

„Über sechzehn, Herr Doktor.“

„Und sind doch, soviel ich weiß, noch immer nicht konfirmiert?“

Das Mädchen schüttelte das Haupt.

„Sie sind so groß, überhaupt so entwickelt, daß man sich eigentlich kaum vorstellen kann, Sie seien erst sechzehn Jahr.“

Dagmar neigte den Kopf mit unbefangenem Ausdruck.

„Ich sollte ja schon diese Ostern konfirmiert werden, aber ich wollte nicht.“

„Sie wollten nicht?“

„Nein! Dann ist man gleich alt. Ich möchte die Zeit noch so recht genießen. Vorher, als ich über den Domschulplatz ging, spielten die Knaben Ball; Felix Kartheuser, Julius von Rosen und andere. Da wäre ich am liebsten unter ihnen gewesen!“

Der Doktor sagte nichts, er biß auf das lange, blonde Barthärchen und schaute mit seinen klugen, forschenden Augen unter der goldenen Brille hervor. Es gefiel ihm außerordentlich, daß sie nicht mehr vorstellen wollte, als sie war. Andere Mädchen konnten es nicht erwarten, groß zu sein, lange Kleider zu tragen und die Damen zu spielen. Hier war bescheidene Natürlichkeit und Reife, die sich aber nicht altklug vordrängte. Er sah auf ihre Gestalt, auf ihre Hände, auf die zierlichen Enkel ihrer hübsch beschuhten Füße, die unter dem noch nicht ganz herab reichenden Kleide hervorschauten. Dieses gesunde, gleichsam überquellende Leben in

dem Körper des Kindes hatte etwas Berauschendes, das den Mann fast verwirrte.

„Wir sind aber ganz von unserem Thema abgekommen, Fräulein Dagmar," nahm trotzdem der Doktor in dem alten, ruhigen Tone das Wort.

„Fräulein? Weshalb sagen Sie mit einmal Fräulein?"

„Nun, bald, im nächsten Jahr, ist's ja doch so weit."

Dagmar machte eine abwehrende Bewegung. „Sie nennen doch auch Eduard beim Vornamen, gar Du —"

„Ja, Eduard! Er ist mein junger Freund. Bei Männern ist das etwas Anderes."

Der Doktor brach sehr kurz, wie es Dagmar schien, fast ein wenig unhöflich ab.

„Also, Picknick nächste Woche, Dagmar. Ihre Eltern werden ohne Zweifel zusagen. Ihren Onkel, den alten, verdrießlichen Pfadfinder, fordere ich aber nicht auf." —

„Weshalb nennen Sie ihn Pfadfinder? Nein, ums Himmelswillen, ja nicht!" — Beide Sätze drangen fast zu gleicher Zeit aus Dagmars Munde.

„Haben Sie nie die Menschen betrachtet, die Spargel stechen wollen? Sie gehen gebückt einher und heften ihre Augen auf die Beete. Es gehört eine gewisse Übung dazu, die blaßvioletten

Köpfe, die oft nur eben aus dem Erdreich hervorschimmern, zu entdecken.

Und denselben Eindruck macht ihr Onkel, wenn er über die Straße schreitet. Niemals erhebt er den Kopf, sondern schaut jeden Pflasterstein mit einem Ausdruck an, als ob's für ihn ein besonderer Beobachtungsgegenstand wäre. Aber Sie sagten bezüglich seiner: Ums Himmelswillen nicht! — Ist etwas zwischen Ihnen vorgefallen, Dagmar?"

Dagmar schob die dunkelroten Lippen vor, schüttelte, um jede weitere Frage abzuschneiden, rasch den Kopf, aber erwiderte nichts.

Jetzt eben kam Christian Ohlsen den Berg herauf und sagte:

„Ich hab' einen Maulwurf gefangen. Sehen Sie mol, was für ein großes Tier! Es hat ein Fell, daß man einen Puppenschemel daraus machen könnte. Soll ich einen für Minna daraus machen, Dagmor?"

„Ja, das ist eine gute Idee. Sie wird sich sicher sehr freuen."

„Sie sind wohl ein Mensch, der eigentlich alles kann, Ohlsen?" fiel Adler ein.

„Na, Herr Doktor, so en büschen versteht man ja —"

Adler unterbrach die Unterredung und zog eilig seine Uhr. „Wetter, schon halb sieben! Und

ich muß noch Besuche machen! Der alte Kammerjunker von Thormälen hat den Schnupfen! Wenn ich nicht komme, stirbt er diese Nacht."

Adler lachte ironisch, bot Dagmar den Vortritt und stieg den Berg mit ihr hinab.

„Wissen Sie, Dagmar, daß Sie ein liebes, herziges Geschöpf sind?" sagte er, als sie um die Ecke der Villa in den Vorgarten einbogen, in einem überaus warmen Ton. Und gleichzeitig sah er sie aus seinen ernsten und freundlichen Augen mit einem Blicke an, vor dem sich unwillkürlich der ihrige senkte, und eine rasche, feurige Röte in das edel geschnittene, für ihre Jahre fast ein wenig zu ausdrucksvolle Gesicht schoß. Bei starken Gemütsbewegungen verschärften sich die Züge, und die Augen nahmen dann einen feuchtschimmernden Glanz an. Aber ihr Angesicht ward dadurch vergeistigt, und das gab ihrer Schönheit einen idealen Zug.

„Spotten Sie nicht bisweilen, Herr Doktor?" sagte Dagmar, ohne den Blick zu erheben. Sie fühlte, wie ihr das Blut durch die Adern jagte, und es drängte sie trotz ihrer Rede, mehr zu hören.

„Diesmal wenigstens nicht, meine liebe, kleine Dagmar," erwiderte der Mann, in einem sanften Tone sprechend. „Und nun leben Sie wohl!"

Nach diesen Worten ging er, rasch abbrechend, auf die Pforte zu, und Dagmar eilte ins Haus.

In der Thür schaute sie sich noch einmal um. Sie wollte nicht, aber sie mußte, und etwas Unbeschreibliches, ihr bisher ganz Unbekanntes, durchzog sie, als auch er noch einmal sich umwandte und mit hellem, herzlichem Blick ihr zunickte.

* * *

In seinem auf dem Stätteplatz belegenen Kontor saß am nächsten Morgen Herr Eduard Jahn von der Firma Jahn & Comp., und zwar mit einem sehr ernsten und sorgenvollen Gesicht. Ein Brief, den eben die Post gebracht, hatte einen äußerst niederschlagenden Eindruck auf ihn gemacht, ja, beschäftigte ihn solchergestalt, daß er sich unwillkürlich erhob und die Thür zu den beiden Nebenbureaux, in denen insgesamt sechs Kontoristen arbeiteten, schloß. Er wünschte, mit seinen Gedanken allein zu sein.

Jahn gehörte zu den Menschen, deren Äußeres man nach einem Zusammentreffen nicht so leicht wieder vergißt. Der bleibende Eindruck, den man von ihm empfing, wurde noch durch die eigene Art seiner Sprechweise verstärkt. Mit einem starken Sinn für das Komische verband sich bei ihm eine große Lebhaftigkeit des Vortrages. Die erstere verführte den Mann, meist witzelnd zu sprechen und sich in einer Ausdrucksweise zu äußern, die es zweifelhaft erscheinen ließ, ob er im Ernst oder im Scherz rede.

Er zog dann den breiten, übrigens intelligent geschnittenen Mund in seinem ausdrucksvollen, mit einer starken Nase und einem dunklen englischen Backenbart versehenen Gesicht und sprach komische Dinge mit tiefer, oft pathetischer Würde, und ernsthafte mit einem ironisierenden Lächeln, das häufig störend wirkte. Sein Vater war in seiner Heimatstadt auch Holzhändler und ein angesehener Mann gewesen, hatte zudem Geldgeschäfte betrieben und sich mehrfach an industriellen Unternehmungen beteiligt. Auf Eduard, den jüngeren Sohn, der seinerzeit eine sorgfältige Erziehung im Gymnasium erhalten hatte, war das Geschäft übergegangen, während sich der ältere, Fritz, der schon als Knabe allerlei Sonderlingsneigungen an den Tag gelegt, nach dem Tode der Eltern mit dem ihm zugefallenen Erbteil in Hamburg niedergelassen hatte. Von dort war er später um die Stadtkassiererstelle in Föhrde eingekommen und hatte sich dabei des Einflußes seines Bruders versichert. Ausschlaggebend war bei der Zuteilung des Postens an ihn gewesen, daß man ihn für mittellos gehalten hatte. Es wurde erzählt, gewissenlose Spekulanten hätten ihn um sein Vermögen betrogen. Später ward freilich gemunkelt, daß er nicht nur im Vollbesitz desselben sei, sondern es noch sehr erheblich vermehrt habe. Aber wie niemand die eigentlichen Gründe

seiner Bewerbung kannte, so war auch keiner über seine Verhältnisse völlig unterrichtet.

Eduard hatte eine bildschöne Schwedin aus Dalekarlien mit etwas Vermögen geheiratet. Von ihr besaß er drei Kinder: Eduard, der gegenwärtig im Geschäft des Vaters thätig, und Dagmar und Minna, von denen letztere mehrere Jahre jünger als die erstere war.

Eduard Jahn galt als ein fleißiger, intelligenter und äußerst gewandter Geschäftsmann und war seit zwölf Jahren in seiner Heimat Stadtrat. Er kannte die Verhältnisse derselben genau, legte für alles, was sie betraf, großes Interesse an den Tag, war human und sehr wohlthätig, aber gehörte zu jenen häufiger vorkommenden Personen, bei deren Erwähnung die Welt den Zusatz macht: „Der Mann lebt gewiß weit über seine Verhältnisse. Der Himmel mag wissen, wie er es möglich macht!“

Und in der That war Jahn schon seit längerer Zeit mit seinen Finanzen nicht in Ordnung, und diese Thatsache war es auch, die ihn heute so überaus nachdenklich stimmte.

Nachdem er noch eine Zeit lang tief sinnend dagesessen und dabei in starken Zügen seine Morgenzigarre geraucht hatte, sprang er empor und ging mit unruhigen Schritten auf und ab. Es mußte etwas geschehen, etwas Eingreifendes geschehen,

um Ungelegenheiten vorzubeugen. Ein größerer Posten Geld, womöglich unkündbar auf eine längere Reihe von Jahren, konnte das Gleichgewicht wieder herstellen. Eine unverheiratete Tante seiner Frau war sehr vermögend, und für sie würde es ein Leichtes sein, ihm ein hinreichendes Kapital zu überlassen. Noch waren nicht alle Hülfsquellen versiegt.

Freilich, sicher war auf Tante Guldangs Hülfe nicht zu bauen; sie war eine unberechenbare und vorsichtige Natur, sah an menschlichen Dingen mehr die Schatten- als die Lichtseiten, neigte überhaupt nicht zu deren Beschönigung und hatte schon sehr oft Äußerungen fallen lassen, die dem Stadtrat wenig behagten.

Auch sein Bruder Fritz trat in des letzteren Überlegungen. War auch ihr Verhältnis seit Jahren kein sonderlich gutes, neuerdings sogar ein gespanntes, und hielt auch der Stadtkassierer fast filzig an jedem Schilling fest, so stand ihm doch die Ehre des Hauses Jahn hoch, und wenn's ans Äußerste ging, würde er, dessen war der Stadtrat sicher, den Bruder nicht im Stich lassen.

Aber bei seinen Verwandten demütigende Schritte zu thun, davor graute dem Manne, der bisher nie den Nacken gebeugt hatte. Er trat an sein Mahagonibureau zurück, ließ sich an demselben nieder, öffnete eine Seitenschublade, zog das

Geheimbuch heraus und blätterte darin. Auch schrieb er Zahlen auf einen Bogen Papier, zählte zusammen, subtrahierte, rechnete und rechnete von neuem. Der Stadtrat Jahn überschlug sein Debet und Credit. Seit den letzten Jahren hatte er — mit kalter Geschäftsruhe machte er sich das klar — durch eingetretene Verluste und Beteiligung an einigen unrentablen Unternehmungen seinen Vermögensstand erheblich verschlechtert, und wenn er ehrlich abwog, stellte sich zuzüglich der Wertanrechnung seiner Holzläger eine nicht unerhebliche Unterbilanz heraus.

Und kurz und gut, wenn Eduard Jahn sich diese Summe nicht früher oder später zur Deckung seiner laufenden Verpflichtungen verschaffen konnte, dann mußte er, falls er nicht etwa günstig verkaufen konnte, einen Akkord anstreben. Zum erstenmal seit Übernahme der Firma kam ihm der Gedanke: es würde ihm im Fall nichts anderes übrig bleiben!

Das ereignete sich nun allerdings in der großen Welt jeden Tag, und entlastet von Schuld fand sich der Stadtrat durch vielerlei Unglücksfälle der letzten Jahre. Aber eine so furchtbare Schande konnte er doch nicht überleben!

Er stellte sich alles Kommende vor: den Eindruck auf seine Familie, auf die Behörden, seine Mitbürger und Geschäftsfreunde. Er hörte die

Leute sprechen: „Das haben wir lange vorausgesehen! Geschieht dem Manne ganz recht! Hat er nicht wie ein Millionär gelebt!?"

Jahn seufzte und schloß das Geheimbuch wieder fort. Zum erstenmal in seinem Leben war er mutlos. Sein rechtlicher, nüchterner Sinn sprach allein. Er gelangte in dieser ernsten Stimmung zu der Ansicht, daß er seine Verwandten doch eigentlich nicht um Hülfe angehen dürfe; er konnte weder seinem Bruder noch Tante Guldang auf deren zweifellos erfolgende Frage, ob ihr Geld sicher sei, bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge mit einem unbedingten Ja antworten.

Die Geschäfte mußten schon einen wesentlichen Aufschwung nehmen, die Familie viel einfacher leben und sich einrichten, wenn er in jährlichen Raten Kapital und Zinsen zurückzahlen sollte. —

War's dann nicht besser, gleich einen Entschluß zu faßen? Ehrlichkeit und Klugheit rieten dazu. Ja, auch Klugheit, denn Nahrungssorgen würde die Familie jedenfalls jetzt nicht haben. In solchem Falle würde Ahne Guldang ihre Geldschublade nicht verschließen, auch Fritz für Frau und Kinder das Notwendige hergeben.

Der Mann warf die Zigarre fort, ergriff eine neue und ging abermals mit erregten Schritten auf und ab. Er schaute aus dem Fenster. Von der Sonne freundlich beschienen, lag rundum sein

weitläufiger Besitz. Auf den Stätteplätzen war eifriges Leben; im Hafen lagen große, neuerdings aus Schweden gekommene Schooner, die Nutzholz abladen sollten.

Die Firma Jahn & Comp. hatte noch immer einen guten, soliden Ruf. Niemals war bisher die geringste Unregelmäßigkeit bei Geldabwicklungen vorgekommen.

Der Mann überlegte von neuem. Eitelkeit, Scham und gestärkte Hoffnungen redeten nun wieder eine andere Sprache in ihm. War's nicht doch besser, den Versuch zu machen, Geld anzuschaffen? Repräsentierte nicht das Geschäft als solches einen nicht unbedeutenden Wert? Und war er nicht dermaleinst Erbe seines Bruders? Deckte sich nicht sein Manko durch diese Erbschaft reichlich, und war dann nicht alles gut?

Unter diesen gehobenen Vorstellungen öffnete der Stadtrat die Thür zu den Nebenzimmern, rief den Kassierer und den Hauptkorrespondenten herein, nahm ihre Rapporte entgegen, gab seinerseits Anweisungen und verfügte sich endlich hinaus auf die Lagerplätze.

Eben trat Eduard Jahn jun. vom Strandweg auf das Grundstück und fuchtelte, ein Liedchen summend, mit der Reitpeitsche. Jeden Morgen machte er vor dem Frühstück einen Spazierritt und begab sich dann ins Bureau an die Arbeit.

Eduard hatte in Hamburg gelernt, war in London und Rotterdam und später wieder einige Jahre in Hamburg gewesen. Nun wartete er im Hause weiteres ab. Eduard genoß sein Leben und arbeitete nicht übermäßig viel. Er war eben der Sohn des reichen Stadtrats Jahn. Er konnte es sich erlauben, eine Zeit lang zu faulenzen und dem Vergnügen nachzugehen.

Er besaß gleichwie sein Vater scharfen Verstand und Sinn für Humor und würde, da er auch sonst geistig trefflich veranlagt war und sich einer stählernen Gesundheit rühmen konnte, in seiner Art ein ausgezeichneter junger Mensch gewesen sein, wenn er nicht grade als Eduard Jahn alle ernsten Dinge mit halbem Eifer und nur die Freuden des Lebens mit ganzem betrieben hätte.

„Na, Eduard!“ hub der Stadtrat in seiner witzelnden Weise an. „Hast Du die ersten, schweren Pflichten hinter Dir? Reiten, Frühstücken, Morgen-Zigarre?“

Eduard antwortete nicht und machte ein recht verdrießliches Gesicht. Diese ironisierende Sprechweise seines Vaters war ihm schon als Knabe sehr lästig gewesen; bei seinem jetzigen Alter fand er sie höchst unangemessen.

„Wieder empfindlich? Schön! Übrigens warten die Rechnungsabschlüsse! Vielleicht können sie Deinen gesunkenen Lebensgeistern aufhelfen?“

Eduard drehte die Zigarre im Munde, biß ein Eckchen des Deckblattes ab, stieß es vorsichtig und mit scharfer Zungenbewegung aus dem Munde und sagte, seinen Unmut gewaltsam unterdrückend:

„Kann ich mir denn heute Geld für die Reise nach Hamburg geben lassen, Vater? Ich will sehen, ob ich die Stelle bei Kruckenberg bekomme. Du hast dann auch keinen Ärger mehr, daß ich reite und mich 'mal amüsiere."

„Das erstere will ich mir überlegen. Die letztere Bemerkung war sehr überflüssig," gab der Stadtrat zurück, und die stark gebogene Nase schien in dem breiten, glatten Gesicht noch länger zu werden. Dann wandte er sich, ohne ein Wort hinzuzufügen, gegen die Brücke, um wegen des Löschens der draußen liegenden Schooner mit dem Hafenmeister Rücksprache zu nehmen.

Über des jungen Jahns Gesicht flog ein böser Ausdruck, seine Mienen und seine Hände gerieten in heftige Bewegung. Aber dann raffte er sich auf und ging, eine kleine Warze, die ihm auf der rechten Wange saß, in nervöser Zerstreutheit wiederholt berührend, ins Kontor, wo er dem Kassierer Eisberg gegenüber seinen Platz hatte. Es war Eduard Jahns Gewohnheit, mit den Fingern der rechten Hand diesen kleinen Auswuchs in seinem Gesicht zu betupfen, sobald sein Inneres in Aufruhr geriet.

Drittes Kapitel.

Bei der Doktorin Kartheuser ging es um die Morgenzeit fast ohne Pause aus und ein. Auch heute war's wieder so.

„Wollen Frau Doktorin Kalbfleisch? Die Pulvermacher ist da," meldete die Köchin.

„Laß sie hereinkommen," entschied die Doktorin.

„Na, Pulvermacher? Wie geht's Ihrem Manne?"

„Slecht, Frau Doktorn, slecht. Er giebt noch immer auf, und dann is er auch so swach, daß er nich auf die Beine stehen kann."

„Haben Sie einen guten Arzt?"

„Ja, Doktor Adler haben wir. Er sagt, mein Mann wird wieder, es muß seine Zeit haben.'

„Ja, es wird auch schon wieder werden. Lassen Sie ihn nur jeden Abend sich die Brust mit Fett einreiben. Am besten, Sie nehmen Speck."

„Soll das gut sein?

Die Doktorin nickte. „Na, und nun weiter, was haben Sie denn heute morgen?“

„Schönes, schieres Kalbfleisch, Frau Doktor!“

Bei diesen Worten zog die Pulvermacher ein weißes Tuch von der Fleischmulde, die sie unter dem Arme trug, kehrte das Stück, das sie anbot, um und streichelte es zärtlich.

„Schön — wunderschön, Frau Doktor!“

„Wie viel ist da? Und wie viel kostet das Pfund?“

„Drei Schilling, Frau Doktor.“

„Nein Pulvermacher! Bei Lamm kaufe ich es für $2^1/_2$. Sie sind immer teurer als andere.“

„Ja, was ist das aber auch für Fleisch! Nehmen Frau Doktor mir das Stück man ab. Wir haben seit Monaten nich so was Schönes gehabt. Es ist ein Tier von Michelsdorf, wo die Kälber mit Milch gefüttert werden.“

„Wenn Sie es für $2^1/_2$ lassen wollen, legen Sie es in der Küche ab, Pulvermacher,“ entschied die Doktorin kurz. Eben steckte Stine den Kopf in die Thür und fragte, ob Frau Doktor Bier haben wollte.

„Sieh im Keller nach, Stine. Und dann zwölf Flaschen.“

„Soll ich das alte bezahlen?“

„Ja!“

Die Pulvermacher, eine kleine, saubere, freund=

liche Frau, die trotz ihrer vorgerückten Jahre fast mädchenhaft gerötete Wangen besaß, stand noch immer mit ihrer Mulde da.

„Legen Frau Doktor etwas zu. Es sind grade $9^1/_2$ Pfund. Ich lasse es dann für —“

Die Pulvermacher nannte einen Preis. Nun kam das Stubenmädchen mit Besen und Lappen durchs Zimmer geschritten.

„Vergessen Sie nicht das Rasierwasser für meinen Mann. Gestern hatten Sie's vergessen, Lene.“

„Ich wollte es Herrn Doktor grade bringen —“ erwiderte das Mädchen, nickte und ging rasch hinaus.

„Gärtner Thomsen fragt nach Frau Doktor!“ meldete nun wieder Stine.

Die Doktorin erhob sich. „Also das Kalbfleisch, gute Pulvermacher, kann ich nicht gebrauchen. Und ich muß jetzt in den Garten.“

Einen Augenblick zauderte die Schlachterfrau noch und heftete einen fragenden, fast flehenden Blick auf die Unerbittliche.

„Wir wollen uns teilen, Frau Doktor.“

„Na, gut denn!“ entschied diese, nahm aus einem kleinen, goldenen Döschen eine Prise, wünschte in ihrer teilnehmenden Weise nochmals gute Besserung für den kranken Mann und begab sich in den Garten.

Hier angekommen, rief ihr der Nachbar über die Planke herüber zu:

„Ihr Junge, der Felix, hat gestern abend wieder Unfug gemacht und meine Pumpe verstopft. Es kann kein anderer gewesen sein. Wenn das nicht aufhört, werd' ich den Bengel herkriegen und abstrafen. Sie haben ja keine Autorität über ihn!" fügte er plump hinzu.

„Diese Beschuldigung beruht doch bisher nur auf einer Voraussetzung von Ihrer Seite, Herr Rahn! Wenn er es gethan hat, werde ich ihn zur Rede stellen. Was heißt übrigens, Pumpen verstopfen? Womit hat er sie denn verstopft?"

„Es war," erwiderte der Nachbar, ein früherer Landwirt, der von seinen Zinsen lebte, „ein langer Ärmel von einem Soldatenpaletot in die Öffnung gesteckt. Wer sollte es anders gewesen sein als Felix?"

„Gut, Herr Rahn, ich werde die Sache untersuchen. Sie sollen Bescheid haben."

Nach diesem kurzen Schlußsatz durchwanderte die Doktorin mit dem Gärtner, der Gemüsepflanzen gebracht, die Wege und gab in ihrer entschiedenen Art bezüglich der für die einzelnen Beete bestimmten Pflanzen Anweisung. Dann erteilte sie ihm noch einige Aufträge, fragte, da sie an dem Wohlergehen jedes Menschen, der mit ihr in Berührung trat, lebhaften Anteil

nahm, auch nach seiner Familie und begab sich wieder hinauf.

Das Kartheusersche Haus war ein sehr angesehenes und geselliges zugleich, und die Ehegatten lebten in denkbar bester Harmonie. In anderen Familien gingen die Herren abends oder in den Spätnachmittagsstunden in den Klub, wo Whist, Boston oder L'hombre gespielt ward. Aber Kartheuser machte eine Ausnahme. Er war jeden Abend daheim. Mann und Frau plauderten, der Doktor las vor, ließ sich vorspielen oder beschäftigte sich auch wohl einmal mit Felix' Schularbeiten.

Doktor Kartheusers Sinn und Gedanken waren vorzugsweise auf ernste Dinge gerichtet, und neben seiner umfangreichen Berufsthätigkeit beschäftigten ihn wissenschaftliche Studien auf den verschiedensten Gebieten.

Eine für einen Privatmann ungewöhnlich groß zu nennende Bibliothek war in seinem Studierzimmer aufgestellt, und in ihr befand sich alles, was den Geist eines gebildeten Mannes fesseln konnte.

Daneben war er ein eifriger Politiker, trieb Geschichtsstudien, die seine engere Heimat betrafen, und hatte die Anregung zur Bildung einer Reihe von nützlichen Vereinen gegeben, die die Förderung von Wissenschaft und Kunst bezweckten oder dem Gemeinwesen zu gute kamen.

Dies aber schloß keineswegs ein Interesse für die heitere Seite des Lebens bei ihm aus. Er schrieb kleine Komödien, war ein Meister in Gelegenheitsgedichten und hatte namentlich an allem, was aus Thaliens Füllhorn sprudelte, ein lebhaftes Interesse.

Die Doktorin teilte dieses auf das Gute, Schöne und Ernste gerichtete Streben, aber sie war ein Feind aller Theorien. Ihr rascher, lebhafter Geist und ihr ausgeprägt praktischer Sinn waren den Formeln abgeneigt, während der Doktor sie für das Bestehen der Dinge unerläßlich hielt.

Während Kartheuser disputierte, Reden hielt, Paragraphen für seine Vereine entwarf und für politische Tageblätter korrespondierte, nahm sie sämtliche Angelegenheiten des Hauses wahr und leitete auch Felix' Erziehung. Immer zum thatkräftigen Handeln bereit, war sie nicht nur ihren Freunden ein stets bewährter Ratgeber und Helfer, sondern suchte auch fremde Not zu lindern, wo sie konnte, und dabei unterstützte sie ein selten klarer Blick für das wirkliche Verdienst und den unverschuldeten Verfall.

Und bei alledem fand sie doch noch Zeit, der ausgedehnten Geselligkeit im Hause gerecht zu werden. Kartheusers gaben häufig Gesellschaften, in denen politisiert und philosophiert, lebende Bilder

dargestellt, musiziert, mit verteilten Rollen gelesen und Komödie gespielt ward.

Alles, was irgend im Städtchen Bedeutung hatte, verkehrte dort. Der Ton war ein heiterer und ungezwungener, und sie verstanden es beide ebenso sehr, die Fähigkeiten eines jeden zu wecken, wie sie neidlose Bewunderer jedweden Könnens waren.

Kartheusers hatten außer Felix noch eine Tochter, die sich sehr jung an einen Universitätsprofessor verheiratet hatte und schon seit mehreren Jahren in Kiel lebte. Der nachgeborene Felix war der Doktorin Lieblingskind, vielleicht weil er früher viel gekränkelt hatte. Jetzt hatte er noch bei starkem Wachstum ein etwas schmächtiges Aussehen, war aber vornehm gebaut, hatte blondes, seidenweiches Haar, einen offenen, anziehenden Gesichtsausdruck und freundliche, klug-schelmische Augen. Er war ein reich veranlagter Knabe, aber das Unfugtreiben lag ihm im Blut, und wenn er eben gesündigt und bereut hatte, ging's sogleich wieder an etwas Neues. Und immer kam er gut davon. Wurde wirklich einmal etwas entdeckt, so machte er ein so demütig bereuendes Gesicht und wußte sich so liebenswürdig anzuschmeicheln, daß man ihm nicht gram sein konnte.

Diesmal aber hatte die Doktorin beschlossen, ein Exempel zu statuieren. War Felix der Thäter,

der die Pumpe verstopft und vor einigen Tagen die beiden Mädchen mit Wasser bespritzt hatte, so sollte der Doktor ihn vornehmen. Kein Mensch war mehr sicher vor der Range.

Zu diesem Zwecke begab sie sich in Kartheusers Arbeitsgemach. Eben trat ein Landmann heraus, der Butterlieferant im Hause war, sich heute aber beim Doktor Rat geholt hatte.

„Na, Michelsen, wo geiht?“

„Ah, dat makt sik, Fru Doktor! So eben weg. Ik wull grad mal in de Kök, und Fru Doktor fragen, wat Se wull dit Jahr vun min Kantüffeln hebben wulln. Schöne Kantüffeln, mehlig und geel.“

„Ja, Michelsen, giern, wenn de Prov gut utfallt. Nu abers laten Se sik von Stine en Solterbeersnaps geb'n un en Botterbrod. Ehr Fru gud to Weg?“

„Ja, danke, Fru Doktor.“

Der Mann wandte sich in die Küche, und die Doktorin zu ihrem Gatten.

Der Doktor las und schrieb den ganzen Tag. Er war, so zu sagen, mit der Feder auf die Welt gekommen und fühlte sich nur behaglich, wenn er an seinem langen Akten- und Schreibtisch saß und arbeitete. Dieser Schreibtisch war bedeckt mit einer grünen Tuchdecke und wies allzeit gewaltige Spuren von Streusand auf, den Kartheuser aus

einer gedrechselten, schwarzen, mit einer durchlöcherten Messingplatte versehenen, blanken Büchse herausregnen ließ.

Bei der Doktorin Eintritt fuhr ihr Mann, ohne sich umzusehen, mit Schreiben fort. Er saß seltsamer Weise mit dem Rücken der Thür zugewandt, mitten in dem dreifenstrigen, mit Akten, Schränken und Repositorien angefüllten Arbeitsraum, und war gewohnt, daß die Besucher nicht wartend stehen blieben, sondern gleich vorwärts schritten und sich auf einen neben seinen Arbeitstisch gerückten Stuhl setzten.

„Ah, Du, Bella!“ sagte er, als er, das freundliche Auge von dem Konzept erhebend, unerwartet seine Frau vor sich sah.

Die Doktorin nickte. „Ich wollte mit Dir über Felix sprechen! Rahn nebenan beklagt sich wieder. Er soll ihm gestern die Pumpenöffnung verstopft haben. Auch die Wassergeschichte mit unseren beiden Mädchen gestern muß untersucht werden.“

Der Doktor horchte auf und machte ein ernsthaftes Gesicht. „Gut, ich will mit ihm reden. Ewig ist etwas mit dem Jungen!“

„Ja, wenn er heute aus der Schule kommt, sprich mit ihm, aber ruhig, Kartheuser. Führe ihm einmal seine Unarten zu Gemüte. Stelle ihm vor, daß es bessere, ernstere Dinge giebt,

als diese fortwährende Beschäftigung mit Unfug. Wäre, was er thut, von Bosheit diktiert, so könnte mich sein Hang zum Schabernack wirklich ganz unglücklich machen.

Und vergiß nicht, daß wir heute bei Jahns in Gesellschaft sind. Ich meine, daß Du zur rechten Zeit vom Spaziergang zurückkommst.“

Nach diesen Worten schaute sich die Doktorin im Zimmer um, nahm das inzwischen benutzte und auf einen Nebentisch gesetzte Rasiernäpfchen nebst Teller an sich, zupfte an der Gardine eines der Fenster, das auf den Garten schaute, rückte auch noch ein paar Stühle zurecht und verließ dann des Fleißigen Gemach. —

Als Felix mittags aus der Schule kam, legte er seine Schulmappe auf einen auf dem Flur stehenden Tisch und rannte sogleich wieder zum Hause hinaus. Mit der ganzen Nachbarschaft, bis auf Herrn Rahn, stand er auf gutem Fuß und machte, je nach seinen Launen und Einfällen, dort Besuche.

Bei dem gegenüber wohnenden Buchbinder und Antiquar Uz veräußerte er, wenn die Kasse einmal sehr knapp war, ein altes Schulbuch; von zwei Damen, die eine Leihbibliothek besaßen, entnahm er seine namentlich Ritter- und Räuberromane umfassende Lektüre, und bei dem im Hause wohnenden Zigarrenhändler Paulsen guckte er häufig herein und schwatzte.

Heute hatte ihn eine unbezwingliche Lust ergriffen, auf das hohe Dach des Nachbarhauses von Valentinis zu klettern. Zu diesem Zweck begab er sich in den Garten, erstieg einen neben dem Hofgebäude stehenden Baum, schwang sich von diesem auf das platte Dach und erklomm dann das mit roten Pfannen gedeckte Theatergebäude. Wenige Minuten später saß er schon rittlings oben, schob sich den Körper hebend und senkend, vorwärts bis an die Straßenfront und hielt von dort Umschau.

Und während er auf dem Dache hockte, den in raschem Fluge und mit zwitschernden Lauten an ihm vorüberziehenden Schwalben nachschaute, neugierig beobachtete, wie der zu ihm herüberdringende, dumpfriechende Rauch aus den Schornsteinen hervorquoll, oder in die Nachbargärten und in die offenen, blumenbesetzten Fenster der Häuser guckte, erschien in der Wohnung der Doktorin Fräulein Betty Truelsen, die jüngere der gegenüber wohnenden, in Jahren stark vorgerückten Leihbibliothek-Besitzerinnen.

„Ist Frau Doktorin da?“ fragte sie höchst aufgeregt und hörte kaum das Ja aus Lenens Munde. Frau Doktorin Kartheuser, die nach ihrer Gewohnheit lesend im Sofa ruhte, legte den Roman d'un jeune homme pauvre von Feuillet, den sie vor sich hatte, beiseite und richtete sich bei Bettys

Eintritt mit freundlich bewillkommnender Miene empor.

„Guten Tag, liebe Betty, das ist ja nett.“ Aber weiter kam sie nicht.

„Wissen Sie, wo Felix ist?“ rief die alte Dame mit angstvollem Ausdruck und faßte der Doktorin Hände.

Nun? Um Gotteswillen! Ist etwas geschehen? Sie erschrecken mich. Sprechen Sie, Betty —“

„Hier, — hier! Kommen Sie!“ hauchte Betty, riß ein Fenster auf und zeigte der eilig aufspringenden Doktorin ihren Sohn, der auf dem Dache Reitübungen machte, die allerdings nicht ungefährlich aussahen.

„Eine einzige Bewegung, und er liegt mit zerschmettertem Kopf auf der Straße, meine gute, liebe Doktorin,“ rief Betty, Augen und Mund aufreißend, und wandte sich, jammernde Töne ausstoßend, mit ihrem kleinen, gedrungenen Körper und dem großen, haubenbesetzten Kopf zu der Frau.

Die Doktorin erblaßte, faßte sich aber schnell. „Wir wollen ihm zurufen, daß er herunterkommen, vorsichtig wieder herabsteigen soll,“ entgegnete sie begütigend und ihre eigene Sorge unter einer sicheren Miene verbergend. „Na, beruhigen Sie sich nur, beste Betty. Solche Jungen klettern wie die Katzen. Es wird schon gut gehen.“

„Nein, Ihre Ruhe! Ihre Ruhe! — Sehen

Sie! — Ums Himmelswillen! Ich kann es nicht aushalten. Es fehlt nur, daß er sich oben auf dem Dache auf den Kopf stellt. Meine Schwester Bertha sah zufällig aus dem Fenster — ich war beim Essen in der Küche — wir haben heute gebratene Butt — da fällt mir ein, ich muß ja nach dem Feuerherd sehen, rasch! — Ach, du lieber Himmel, ich erschrak aber so, daß ich herüberlief. Dieser Felix! Meine gute Doktorin, wenn Sie nur nicht noch 'mal etwas ganz Schlimmes an ihm erleben!"

Nach diesen hastig herausgestoßenen Worten konnte sie der Neugierde nicht widerstehen, noch einmal hinauszublicken, — aber wich nun mit einem Schrei zurück. Felix hatte sich bereits ohne Aufforderung auf den Rückzug begeben und kletterte mit behender Geschicklichkeit das schräge Dach wieder hinab.

Aber Frau Doktorin Kartheuser rief doch hinaus und schickte Lene mit dem Bescheid auf den Hof, daß Felix sogleich heraufkommen solle. Sodann nötigte sie Betty, Platz zu nehmen.

„Nein, danke, danke, meine liebe Doktorin. Ich muß wieder hinüber. Ich hielt es nur für meine Pflicht — wir sind heute zusammen bei Jahns, nicht wahr? Und wie Sie prächtig aussehen! So, doch nicht? Wieder Kopfweh? Ja, das alte Leiden! Meine Schwester ist auch gar

nicht recht. Na, adieu, adieu!“ Damit nahm sie Abschied.

Auf der Treppe begegnete ihr Felix, der, wie immer, äußerst lustig und vergnügt dreinschaute und es auch nicht lassen konnte, gleich mit einer Neckerei zu beginnen.

„Ah, Betty!“ rief er, ehe sie zu Worte kommen konnte. „Wie geht es Gurli und Urli,“ — es waren dies ein Tauber und eine Taube, die gerade in der Truelsenschen Wohnung brütend auf Eiern saßen — „haben Sie Mama vielleicht die glückliche Geburt angezeigt?“

Die alte Dame machte ein etwas empfindliches Gesicht, aber als der Junge sie so treuherzig und schelmisch zugleich anblickte, konnte sie ihm doch nicht zürnen.

„Wie Du uns erschreckt hast, Felix!“ erwiderte sie, seine Frage umgehend. „Nein, diese furchtbare Angst, oben auf dem Dach! Mama erwartet Dich. Sie will Dir eine Lektion geben, die Du auch verdient hast.“

„Na, das war doch nichts Schlimmes!“ warf der Knabe leicht hin. Und gleich wieder seinem Übermut nachgebend, fügte er hinzu und weidete sich an Bettys Schrecken:

„Morgen will ich auf den Domkirchturm klettern, ganz oben auf die Spitze, da, wo der goldene Hahn sitzt!“

Er erreichte seinen Zweck. Die Alte hielt sich in der Vorangst am Geländer der Treppe fest und schnappte nach Atem.

„Ich bitte Dich, lieber Felix, thue das nicht! Denke, wenn sie Dich mit gespaltenem Kopf nach Hause tragen. Deine armen Eltern!“

„Ja, das ist richtig, aber ich habe einmal eine Wette gemacht, und die muß ich unbedingt einhalten!“

Die Alte schüttelte völlig fassungslos das Haupt, und nun brach der Junge in ein helles Lachen aus. Er umfaßte sie stürmisch und rief: „Nein, nein, ich will es denn auch nicht thun, liebe Betty. Ich schwör's bei Urlis und Gurlis süßem Liebesgeplauder!“

„Immer Unsinn, immer Unsinn machen!“ drohte die alte Dame, die zu ihrer Erleichterung sah, daß er nur Scherz getrieben. Sie lächelte gezwungen, drückte ihm die Hand und eilte davon. —

Am Abend desselben Tages begaben sich Kartheusers zu Jahns in die Gesellschaft, und Felix, der am Nachmittag reumütig seines Vaters Mahnungen angehört, begleitete sie. Er hatte die Absicht, mit dem in der Nähe wohnenden Julius von Rosen auf dem Wasser zu fahren.

Als sie, den Präsidentenweg entlang gehend, an der Jahnschen Villa ankamen, und der Doktor und die Doktorin nach eindringlichem Ermahnen,

mit dem Boote vorsichtig zu sein, in den Garten eintraten, guckte Minna Jahn über das Eisenstaket. Sie eilte sogleich auf Kartheusers zu, knixte, reichte ihnen die Hand und trat dann auf Felix' Aufforderung näher zu ihm heran.

Minna Jahn war ein schönes Kind mit trotzig blitzenden Augen, raschem Wesen und einer bewunderungswürdigen Körpergeschmeidigkeit. Sie spielte am liebsten mit Knaben und war dann oft die wildeste von allen.

„Willst Du mit Boot fahren, Minna?" fragte Felix und begleitete seine Einladung mit lebhaften Bewegungen. „Komm, wir nehmen einen Einsegler und steuern nach dem Mövenberg hinüber."

„Darf nicht," sagte das Kind und schüttelte den Kopf. „Wir sollen gleich Abendbrot essen."

„Kannst Du nicht fragen?"

„Ne, Mama erlaubt es nicht."

Felix sah seine kleine Freundin an. Sie trug eine rote, gestrickte Knabenmütze, die sich auf ihrem blonden Haar überaus malerisch ausnahm. Unter dem kurzen, knapp sitzenden, dunkelbraunen Kleide guckten mit hübschen Schuhen versehene Füßchen hervor; die jugendliche Brust war ungewöhnlich entwickelt, und die Glieder zeigten wie bei ihrer Schwester eine gesunde, gleichsam überquellende Kraft. In dem Jungen

regte sich etwas, über das er sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte. Minna Jahn sah zu famos, sah äußerst „kiebig“ aus!

„Sag', ich wäre gekommen, um Dich abzuholen,“ riet Felix und zupfte an seiner blau und weiß gestreiften Jacke in sogenanntem Marinezeug. Zugleich sah er auf seine niemals und auch heute nicht sehr sauberen Stiefel, die gegen Minnas Lacklederschuhe sehr unvortheilhaft abstachen.

Minna zauderte, überlegte und schaute sich um. Der Ausflug reizte sie ungemein.

Am Ufer war der Fluß spiegelglatt, aber draußen kräuselte ein frischer Abendwind die Wellen. Die Schar der über den Mövenberg unruhig hin- und herflatternden Vögel erschien dem Auge aus der Entfernung wie Schneeflocken, und das Geschwirr ihrer melancholischen Stimmen drang laut, aber anheimelnd an das Ohr der Kinder.

Endlich nickte Minna und eilte mit einem „Ich will Mama fragen!“ davon.

Natürlich mußte Felix inzwischen Beschäftigung haben. Er zog sein Messer aus der Tasche und kratzte die Farbe von einer Spitze des Eisengitters ab, und als Minna noch immer nicht zurückkehrte, wühlte er ein tiefes Loch mit seinem Stiefel in den Boden des Weges.

Endlich erschien das Kind oben auf der Treppe

der Villa. Es rief ihn an und schüttelte den Kopf. „Darf doch nicht!" sagte sie kurz und stark betonend.

„Na, aber komm noch mal einen Augenblick her!"

Abermals Kopfschütteln.

Das war jedoch nicht nach Felix' Geschmack. Was er wollte, mußte geschehen.

„Ich habe was hier, das Du noch nie gesehen hast," lockte er und zog, in die Tasche greifend, einen Gegenstand hervor, den er vordem von der Erde aufgehoben hatte.

Minna streckte den Oberkörper vor und öffnete den Mund. Die Reihen ihrer weißen Zähne schimmerten. Sie sah reizend aus.

„Komm! Komm rasch Minna! Ich will's Dir schenken."

Der Knabe trat in den Vorgarten, hob die geschlossene Hand in die Höhe und bewegte sie lockend. Aber auch jetzt zuckte das Mädchen gleichgültig und zögernd die Achseln, wie jemand, der sagen will: „Und wenn's der Schlüssel zu einem Königreich ist, ich mag's nicht!" Sie hatte plötzlich ihren Sinn geändert. Wer weiß, was in einem Kinderkopf vor sich geht!

„Bitte, komm doch! Thu mir's zu Gefallen," drängte Felix.

Endlich, nach abermaligem Zaudern, schritt sie langsam die Stufen hinab und trat ihm näher.

„Nun?“

„Mach' die Hand auf, Minna. Hier!“

Sie that vertrauensvoll, wie er sie hieß, aber sprang, wie von einer Wespe gestochen, zurück. Er hatte ihr einen großen, naßkalten Frosch, einen sogenannten Poch, zwischen die Finger gedrückt, brach bei ihrem Schrecken in ein übermütiges Lachen aus und eilte, die Mütze schwenkend, davon.

Noch aus der Entfernung rief er sie an und neckte sie mit Spottworten. Minna Jahn aber biß die weißen Zähne aufeinander, warf den bezopften, blonden Kopf zurück und trat, ohne den Verräter noch eines Blickes zu würdigen, ins Haus. Sie schwur, ihn fürs ganze Leben zu hassen, ja, ihn sogar ferner nicht zu grüßen, wenn er die Mütze vor ihr abziehen werde — —

Viertes Kapitel.

Die Jahnsche Villa enthielt, wie bereits erwähnt, einen großen Flur, der geradezu in ein dreifenstriges, geräumiges Balkongemach und in die an dieses sich anreihenden Wohn- und Gesellschaftszimmer führte. Eine Treppe höher befanden sich die Schlafstuben, auch für die Kinder, während im Souterrain die Küche und die Räume für die Dienerschaft lagen.

Als Minna Jahn in das Wohngemach trat, ordneten sich eben die Gäste, um in den Balkonsaal zu schreiten, der bei Gesellschaften meist als Speisezimmer benutzt ward. Es waren mit der Jahnschen Familie sechzehn Personen versammelt, die ein lebhaftes Gespräch unterbrachen, als der Stadtrat ein launig-witzelndes „Darf ich bitten zum Souper in den Balkonräumen des Schlosses?“ in die Gesellschaft rief. Er selbst gab der Doktorin Kartheuser den Arm, und die Frau des Hauses

ward vom Bürgermeister geführt, der ein vortrefflicher und gewissenhafter Mann war, aber so lange man ihn kannte, am Magen litt und beim Zuhören zwischen jeden dritten Satz die Worte „So, so! Ja, ja!“ einschob.

Seine Gattin war eine geborene von Tasten, die seit Menschengedenken in ihrem langen, mageren Halse eine Heiserkeit nicht bekämpfen konnte. Sie hatte zwei unverheiratete Schwestern, die regelmäßig seit zehn Jahren, immer einzeln, im Winter zum Besuch eintrafen, um die möglichen Chancen einer Heirat mitzunehmen, aber immer mit der Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünsche im nächsten Jahre wieder abreisten.

„Ah, ’mal wieder zum Besuch hier, Fräulein von Tasten?“ drang’s langgezogen und freudig gerührt aus aller Munde, während jede Lippe leise flüsterte: „Herr Gott, schon wieder eins der unvermeidlichen, langweiligen Tastenschen Mädchen!“

Auch heute war eine der Zwillinge erschienen, und ward von Eduard Jahn junior geführt, während Doktor Adler der Bürgermeisterin den Arm gereicht hatte.

Außerdem war noch der Rechtsanwalt Dr. Frahm mit seiner Frau anwesend. Er lächelte vorgebeugt mit großen, weißen, grinsenden Zähnen die Menschen an und war von einer bedrückenden

Höflichkeit, die so weit ging, daß er zum Beispiel die Gewohnheit hatte, sich beim Ausschnauben in eine Ecke zu begeben, um niemand dadurch zu belästigen. Seine Frau, die Tochter eines reichen Privatmannes, war eben so scharfzüngig wie hochmütig und besaß hervorquellende Glotzaugen mit roten Rändern und einen stets offenen Mund, aus dem die sehr mangelhafte Arbeit eines Provinzialzahnarztes zudringlich hervorschaute. In ihrer Erscheinung glich sie einem Menschen, der durch einen glücklichen Zufall eben der Strangulation entronnen ist.

Auch war Fräulein Betty Truelsen zugegen, die ein weißes Spitzentuch über einem netten, violettseidenen Kleide trug und mit ihrem stets fröhlich-gutmütigen Wesen auch heute eine, wie Doktor Adler es einmal genannt hatte, „angenehme Athmosphäre“ verbreitete. Sie fand ihren Platz zur Linken des Postdirektors, der selbst jetzt im Sommer eine schwarze Sammetweste mit goldener Uhrkette trug und sein ausdrucksvolles, aristokratisches Kinn in einer sehr hohen Krawatte versteckte. Ihm zur Rechten saß Fräulein Guldang, eine dunkel gekleidete, zwergartig kleine, verwachsene Dame mit scharfen Zügen und ängstlich klugen Augen, die alles bis ins Innerste zu mustern schienen.

Der Postdirektor hieß Baron von Bolten und war ein Original und Junggeselle dazu.

Zwischen ihm und Fräulein Guldang bestand ein liebenswürdiges Verhältnis. Sie waren beide klug und besaßen Geist, spielten für ihr Leben gerne Whist und unterhielten sich mehr über Litteratur, Kunst, Leben und andere ernste Dinge, als über ihre Nebenmenschen.

Das schönste und anziehendste Bild in der Gesellschaft aber bot Dagmar Jahn, die neben Doktor Adler eingeschoben war und mit mädchenhafter Bescheidenheit, aber doch mit der ihr eigenen, gesetzten Haltung etwas später als die übrigen ihren Stuhl einnahm. —

Zunächst ward nun eine Fischpastete serviert, die nach einem schwedischen Rezept bereitet, jedesmal die Gäste des Jahnschen Hauses in Entzücken versetzte, aber ihnen, wenn sie sie nachzuahmen versuchten, niemals so gut gelingen wollte.

Nachdem Adler die notwendigen Höflichkeitsfragen an die Frau Bürgermeister gerichtet hatte, und diese dann, auf der anderen Seite vom Stadtsyndikus in Anspruch genommen wurde, wandte er sich zu Dagmar.

„Nun, wie steht's heut mit der Laune, Dagmar? Sind Sie heiterer als jüngst?"

„Ich war nicht schlechter Laune; ich bin es, glaube ich, nie, Herr Doktor. Ich hatte gerade etwas gehört, was mich sehr beschäftigte und außerordentlich traurig stimmte."

„Und was einen Ihnen Nahestehenden betraf?"

Statt zu antworten, sah Dagmar Adler mit ihren dunklen Augen an. Frage mich nicht, stand darin geschrieben. Aber der Doktor gehörte auch nicht zu den Neugierigen. Er brach ab und bröckelte an dem Brote, das neben ihm lag.

Nach einer Weile aber fuhr er fort: „Wo ist denn die kleine Minna, der Wildfang?"

„Drüben sitzt sie bei meinem Bruder Eduard."

„Ah, jawohl! — Wie ist's eigentlich mit dem? Ich habe ihn neuerdings nicht gesprochen. Hat er eine Stelle?"

„Noch nicht."

„Hm! — Und Ihr Onkel Stadtkassierer? Ist der krank?"

Dagmar schüttelte den Kopf und senkte mit einem Ausdruck ungekünstelter Kümmernis das Auge. Dieses ernste Wesen kleidete sie so gut, daß der Doktor davon wiederum in angenehmster Weise berührt ward.

„Es muß Sie doch etwas sehr tief bewegen, Dagmar," hub er freundlich und mit jener herzlichen Teilnahme im Tone an, die ihre Wirkung nie verfehlt. „Ich stehe unter dem Eindruck, daß es nicht nur ein Kummer oberflächlicher Art ist, — Sie spielen ja nicht mehr mit Puppen, — sondern daß Sie etwas wirklich sehr bedrückt. Sie möchten sich aussprechen und wagen es nicht."

Dagmar sah erschrocken empor. Der Doktor erriet ihre geheimsten Gedanken; überhaupt hatte er neuerdings etwas in seiner Art, das sie in einen machtlosen Zustand ihm gegenüber versetzte. Wenn er ihr gesagt hätte: „Dagmar, mein liebes Kind, ich will, daß Du sprichst,“ sie würde es gethan haben, jetzt gleich.

Doch da wandte Frau Bürgermeister Kaspar mit einer deutlich auffordernden Bewegung gegen Doktor Adler, sich ihr wieder zuzuwenden, den Kopf, und das Gespräch zwischen ihm und Dagmar wurde unterbrochen.

Die Frau Bürgermeister äußerte sich über ihres Mannes Magenleiden, ein Gesprächsgegenstand, welchem Adler gern ausgewichen wäre, weil er den Kranken nicht behandelte. Aber da die Frau Bürgermeister, wie die meisten Menschen, die Ansichten und Ratschläge anderer über ihre oder ihrer Angehörigen Krankheit nur zu gern vernahm, so ließ sie nicht ab, sondern setzte mit einem: „Sind Sie nicht auch der Ansicht?“ das Gespräch fort.

Adler war dafür bekannt, daß er recht grob und rücksichtslos sein konnte; diese Eigenschaft entsprach seinem grundehrlichen Charakter. Und in der That wurde er es auch jetzt. Er fand die vielen Fragen der Bürgermeisterin taktlos, und dazu kam, daß ihm die Frau trotz ihrer vielen achtungswerten Eigenschaften ebenso unsympathisch

war, wie er den Bürgermeister schätzte und als Menschen verehrte.

„Wenn Sie wünschen, und der Physikus von Rosen, der Ihren Herrn Gemahl behandelt, nichts dagegen hat, werde ich zu passender Zeit meinen Rat erteilen," gab er auf ihre letzte Äußerung kurz zur Antwort. „In Gesellschaften pflege ich den Doktor zu Hause zu lassen."

Die Frau mit dem schwarzen Kleide, den länglichen, unbeschatteten Augen, der flachen Brust und der hohen, weißen Halskrause, durch die sie einer mageren Patrizierfrau auf einem alten Kirchenbilde ähnelte, machte ein Gesicht, als sei ihr ein Eimer Wasser über den Kopf gegossen. Sie schob die süßen Erbsen, die eben zu den zarten Hühnern präsentiert wurden, mit steifem Kopfnicken zurück, und wandte sich gleich wieder zu ihrem anderen Nachbar.

Adler aber blieb ausnehmend ruhig, reichte ihr artig, als ob nichts vorgefallen, das Kompott und stieß dann mit seiner kleinen Freundin an.

In dem Hellblau glänzten Dagmars schwarze Augen wunderbar; ein rascher, fragender Blick erschien in ihnen und verschwand ebenso schnell wieder.

„Haben Sie beim Kochen geholfen, Dagmar? Das Essen ist sehr schön."

„Ja, ich habe wirklich geholfen. Den Kuchen, der noch kommt, habe ich gebacken."

„Was Tausend! So geschickt sind Sie schon, Dagmar?“

„Mama hält darauf, daß ich alles lerne. Wir haben für die Schule nicht viel zu thun. Da ich die Hausarbeiten zwischen 3 und 5 Uhr in der Hülfsstunde mache, bleibt mir viel Zeit.“

„Und immer Lust, alles anzufassen?“

„Ja, meistens! Am liebsten — ich sagte es Ihnen schon — möchte ich noch so jung sein, wie Minna. Das sind doch die schönsten Jahre. Aber sie sind ja nun ein für allemal dahin.“

Wieder trat in ihr Angesicht ein weicher Ausdruck.

„Liebes Kind!“ murmelte der Doktor und trank sein Glas aus. Und dann wandte er sich wieder zu ihr und sprach, nicht der Neugierde, sondern einem seinem Mitgefühl entspringenden, lebhaften Drange nachgebend, und ganz wie Dagmar es sich vorgestellt hatte:

„Sagen Sie mir, was Sie so beschäftigt, Dagmar. Betrifft es Ihre Familie? Sie müssen sich mir eröffnen.“

Das Kind legte die Gabel fort, und für Sekunden wich die Farbe auch ihrem Angesicht. Dann aber richtete sie ihren schlanken Oberkörper auf und stieß mit einer gewissen Hast heraus:

„Ach ja, ich möchte ‚Ihnen‘ alles, alles mitteilen.“

„Gut! Kommen Sie morgen nachmittag nach meiner Sprechstunde zu mir in die Wohnung, Dagmar. Da reden wir ungestört! Ich erwarte Sie dann um 5 1/2 Uhr.“

„In — Ihre — Wohnung?“

In dem Kinde erhob sich bei dem unerwarteten Vorschlag ein seltsamer Widerstreit, ein Etwas, das sie mit Angst erfüllte, und doch zugleich berauschte. Aber das letztere Gefühl behielt die Oberhand.

„Ja, ich komme!“ bestätigte sie nach kurzer Pause fest und ohne die Augen zu erheben. —

Während Adler und Dagmar so mit einander beschäftigt waren, befanden sich auch der Postdirektor und Fräulein Guldang in einem sehr lebhaften Gespräch.

Er behauptete, die frühere Zeit habe bessere Sitten und Formen gehabt. Die jetzige Generation sei sogar darauf bedacht, das allmählich Errungene wieder abzustreifen. Jene wunderbare Delikatesse und ausgesuchte Artigkeit gegen die Frauen, jene Ehrerbietung der Kinder gegen die Eltern von damals seien dahin!

„Und doch ist die Höflichkeit die herrlichste und schönste Blüte des geselligen Verkehrs,“ schloß er seine Rede.

„Das kommt,“ erwiderte Fräulein Guldang und setzte die äußerst schmalen, dünnknochigen

Elfenbeinfinger in krallenartiger Haltung auf die weiße Damastserviette, „das kommt von dem Geist, der die jetzige Welt beherrscht. Jeder will mehr vorstellen, als er ist. Beschränkung und Einfachheit sind seltene Worte geworden. Luxus und Übermaß gelten; sparsames Wirtschaften und die Pflege geistiger Interessen sind in den Hintergrund getreten.

Ich freue mich, daß ich wenigstens jetzt lebe. Nach hundert Jahren wird's keine Kinder mehr geben, und die steigende und zu frühe Genußsucht wird bisher unbekannte, schreckliche Krankheiten erzeugen. Haben Sie das neueste Buch: ‚Die Entwicklung der Menschheit' gelesen, Herr von Bolten? Der Klub hat es angeschafft.“ Und sich zu Betty Truelsen wendend: „In Ihrer Bibliothek, Fräulein Truelsen, befindet sich wohl nur belletristische Litteratur?“

„Allerdings, Fräulein Guldang. Ich habe für anderes kein Publikum. Aber ich schaffe das Beste an, was herauskommt. Jetzt eben kamen wieder zwanzig Bände vom Buchbinder. — Ah, die Kosten eines solchen Instituts! Immer Ausgaben, immer Ausgaben! Und wie geht das Publikum mit den teuren Werken um!“

Nachdem Betty diesen sich stets wiederholenden Klageseufzer ausgestoßen hatte, aß sie unter Kopfschütteln den Rest des Apfelsinenkompotts;

dann brachte sie den Teller in eine schräge Lage und befreite ihn auch noch von dem zuckersüßen Saft.

Fräulein Guldang aber sagte in ihrer etwas derb aufrichtigen Weise:

„Ich bin nicht zimperlich, aber solch ein Leihbibliothekenband strömt einen Duft aus, den ich nicht ertragen kann. Ich glaube sogar, daß die Bücher die Verpflanzer vieler Krankheiten sind.“

Diese Äußerung gefiel Betty Truelsen durchaus nicht. Sie nahm in eifriger und geläufiger Rede ihr „Institut,“ wie sie es mit Vorliebe nannte, in Schutz, und erklärte, daß sie davon noch niemals gehört habe, und jedenfalls durch ihre Werke bisher niemand erkrankt sei.

Nun griff Herr von Bolten vermittelnd ein. „In den kleinen Städten möchte ich auch glauben, daß das nichts auf sich hat. Anders in den großen. Da mag das Gesagte zutreffend sein. Jedenfalls aber ein zu beherzigender Gedanke!“

Herr von Bolten erhob nach diesen Worten das eben von dem Dienstmädchen gefüllte Champagnerglas und stieß in sehr artiger Weise mit beiden Damen an.

Und Fräulein Guldang nahm die hellgrauen Handschuhe, die sie bei Beginn der Tafel in ihr Weinglas gestopft hatte, an sich und schaute zu dem Stadtrat hinüber.

Sie mochte nicht gern lange bei Tisch sitzen

und fragte mit ihren Blicken, ob's noch nicht so weit sei. Und Stadtrat Jahn, der sehr beflissen war, seiner Verwandten entgegen zu kommen, nickte zurück, erhob sich rasch und ziemlich unvermittelt und sagte launig:

„Meine geehrten Gäste! Nach Depeschen, die ich empfing, soll eben der Mond im Garten aufgegangen sein und ein zauberisches Licht verbreiten. Er kann es nicht erwarten, Ihnen allen sein Kompliment zu machen. Wenn's Ihnen also recht ist, gehen wir hinaus und begrüßen ihn! Gesegnete Mahlzeit!"

„Also morgen um 5½ Uhr, Dagmar! Vergessen Sie nicht!" sagte Doktor Adler beim Aufstehen, dem schönen Kinde die Hand gebend.

Sie sah ihn an, und in ihrem Blick stand geschrieben: „Ich halte mein Wort. Ich komme!"

Fünftes Kapitel.

In ihren altmodisch eingerichteten, aber hübschen Räumen saß, mit einer Handarbeit beschäftigt, am folgenden Mittag Fräulein Guldang und sah von Zeit zu Zeit auf die Straße hinaus. Regelmäßig wie immer rollte der gelbgestrichene Omnibus vorüber. Er kam eben von der Eisenbahnstation zurück, aber der Kutscher war sein einziger Passagier.

„Goldkirschen, schöne frische Kirschen!" ertönte es aus dem Munde eines langsam dahinschreitenden, einen kleinen Handwagen nach sich ziehenden, alten Mannes mit kurzer Jacke und silberglänzenden Bleiknöpfen.

Der Bürgermeisterbote kam vorüber und grüßte jedermann, dem er begegnete. Eine alte Dame blieb vor einem Laden stehen, in dem geräucherte Heringe und vorjährige Äpfel am Fenster lagen; sie vermochte aber ihre Wünsche mit dem

Inhalt ihres Geldbeutels nicht in Einklang zu bringen und schritt nach wiederholtem Hinschauen weiter. Bei dem Schuhmacher ward die Thür mit der heiser tönenden Klingel aufgestoßen, und ein Köter rannte wie besessen heraus und bellte in Ermangelung anderer Angriffsgegenstände die harmlosen Spatzen an. Zwei Kinder bliesen auf einem Kamm; sie setzten sich auf die Stufen einer kleinen Steintreppe, die zu einem Modewarengeschäft führte, in dessen Schaufenstern drei Damenhüte ein verstaubtes Dasein fristeten.

Sonst nichts! Es war recht einförmig in der kleinen Stadt Föhrde.

Jetzt aber ward die Klingel am Guldangschen Hause gezogen. Dasselbe lag mit den übrigen Nachbargrundstücken nicht, wie die gegenüber befindlichen Gebäude, fast hart an der Straßenflucht, sondern etwas zurück auf einer Anhöhe, und eine hohe, schmiedeeiserne Doppeltreppe, die selbst dem verwöhnteren Auge Fremder angenehm auffiel, vermittelte den Eintritt in die Wohnung.

Das Fräulein hörte draußen eine bekannte Stimme und erwiderte dem meldenden Mädchen: „Ich lasse bitten!“

Aber Bertha richtete nicht nur diese Bestellung aus, sondern sie stellte sich mit einer gewissen Förmlichkeit an die Stubenthür, welche auf den geräumigen, stets nach Lavendel duftenden Flur führte, wiederholte,

ein höfliches Wort einschiebend: „Fräulein lassen »sehr« bitten!“ und verharrte ehrerbietig, bis der Gast eingetreten war.

Nachdem sich Jahn und Fräulein Guldang begrüßt, der Stadtrat mit der witzelnden Bemerkung Platz genommen, daß er bei seiner großen Müdigkeit eigentlich zwei Sessel gebrauche, und Fräulein Guldang, indem sie darauf nichts erwiderte, an den Tag gelegt hatte, daß sie diesen Scherz etwas abgeschmackt finde, räusperte sich der Mann und sagte, seinen ganzen Mut gegenüber dem wie immer sehr zugeknöpften Ausdruck in den Mienen seiner Verwandten zusammennehmend:

„Ich komme heut’ in Geschäften, Fräulein Guldang. Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, den Sie vielleicht acceptabel finden. Zudem will ich gleich bemerken, daß Sie mir durch Annahme desselben einen Dienst erweisen würden.“

Er kam zunächst nicht weiter, denn Fräulein Guldang ließ die Masche an dem dünnen, schwarzen Strickstrumpf fallen und sah ihn mit ihren mißtrauischen, bis ins Herz dringenden Augen an. Die alte Dame hatte etwas an sich, das unwillkürlich die Zunge lähmte.

Der Stadtrat fühlte, daß sie wisse, um was es sich handelte, und schon jetzt hörte er das karge, fast spöttische Nein und das ‚ich hab’s

mir längst gedacht, daß dieser Augenblick kommen würde.' Aber nun hatte er einmal begonnen, und der Versuch mußte gemacht werden. Wem das Messer an der Kehle sitzt, der darf sich nicht bedenken.

„Ich brauche ein größeres Kapital zur Erweiterung meines Geschäfts und wende mich dieserhalb in erster Linie an Sie. Ich offeriere fünf Prozent Zinsen, die vierteljährlich fällig sein sollen, und das Kapital rückzahlbar in näher festzusetzenden Terminen. Was meinen Sie dazu, Fräulein Guldang?"

Statt zu antworten, schüttelte die alte Dame den Kopf, und als Jahn nicht fortfuhr, sondern nur den breiten, ausdrucksvollen Mund zog, fügte sie ihrer stummen Antwort mit kurzer, unangenehmer Geradheit hinzu:

„Nein! Ich will nicht!"

Es wurde Stadtrat Jahn sehr schwer, ein gleichgültiges, ja, überhaupt ein Gesicht zu machen. So hatte er sich die Antwort denn doch nicht gedacht. Er überlegte im raschen Fluge seiner Gedanken. Sollte er nach den Gründen fragen, sich artig ihr unterordnen, sie bitten, in sie dringen, die Sicherheit, die er bot, betonen? Alles das hätte geschehen können, wenn sie durch ihre Mienen eine Anknüpfung geboten, aber sie sagte nur „Nein, ich will nicht!" und fuhr nach kurzer

Pause fort: „Ist Ihnen allen der gestrige Abend gut bekommen? Schicken Sie mir doch Minna her, Jahn. Ich habe etwas für sie, das ihr Freude machen wird.“

Der Stadtrat nickte auf diese ihre Ablehnung in nur zu deutlicher Weise erhärtende Zusatzrede mechanisch, aber gleichzeitig faßte er doch den Entschluß, die Sache nicht so zimperlich anzufassen, sondern die Alte zum Sprechen zu zwingen. Es konnte seiner Dialektik doch am Ende noch gelingen, das Ziel zu erreichen.

„Um noch einmal auf meinen Antrag zurückzukommen, Fräulein Guldang, darf ich höflich fragen, weshalb Sie ihn ablehnen? Ich meine, es würde ja die Existenz der europäischen Staaten nicht in Frage gestellt, wenn Sie nicht wollten, aber —“

Ehe er jedoch noch den in gewohnter, witzeln-Weise gesprochenen Satz vollenden konnte, erhob die Alte das Haupt, sah ihn mit ihren adlerscharfen Blicken an und sagte:

„Es ist besser, Sie fragen mich nicht nach den Gründen, Jahn.“

Nun wußte freilich der Stadtrat Bescheid. Sie that's nicht, that's unter keinen Umständen. Und da dem so war, wollte er nicht nur einen geeigneten Rückzug antreten, sondern auch seinen gesunkenen Kredit wieder heben. Er sagte deshalb:

„Mir scheint, aus Ihren Worten klingt etwas Persönliches heraus, Fräulein Guldang. Und das ist mir in der That leid. Ich werde natürlich nicht auf die Sache zurückkommen, die ja auch für mich keinen so „überaus" dringlichen Charakter hat. Mir schien es nur sehr nahe zu liegen, Ihnen die Offerte zu machen, da ich annahm, daß es Ihnen bei der Sicherheit, die ich biete, gleich sein könne, von wem Sie Ihre Zinsen empfangen."

Aber Fräulein Guldang guckte, wie man zu sagen pflegt, durch die Wand, und das erkannte der Stadtrat aus ihrer Antwort, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ:

„Da Sie absolut meine Gründe wissen wollen, Jahn — Ihre Entgegnung beweist mir, daß Sie darauf bestehen, — so will ich sie Ihnen geben. ‚Wenn der Igel ausweicht, und der Hund ihm nachläuft, so darf sich der Hund nicht wundern, wenn der Stachel ihn verwundet', las ich einmal. Also nach der Reihe: Sie sagen, aus meinen Worten soll etwas Persönliches herausgeklungen haben."

Die Alte unterbrach sich, hüstelte mit einem eigentümlichen, hohlen Anstoß, krümmte die spitzen Finger und machte die Bewegungen einer langsam schleichenden Spinne nach.

„Sie haben recht, und es wäre für uns beide

besser gewesen, Sie wären lediglich Ihrer Klugheit gefolgt, die Ihnen vor Ihrem Gang hierher sagen mußte: ‚Die alte Guldang thut's doch nicht', und nicht Ihren hoffnungsvollen Vorstellungen.

Sie äußerten, die Sache habe keinen dringlichen Charakter. Ich aber meine, sie hat einen sehr dringlichen, und eben deshalb will ich mein Geld nicht hergeben. Es könne mir gleich sein, von wem ich meine Zinsen empfange, da Sie Sicherheit böten. Ich sehe eben keine Sicherheit, weder in Ihrer Person, noch in Ihrem Geschäft, was in diesem Falle so viel wie eins ist. Ich weiß, ich würde mein Kapital nur opfern, damit Sie noch einige Jahre so unvernünftig weiter lebten wie bisher. Dann wird die Katastrophe doch eintreten, und dann haben Sie keinen Nutzen, und ich sicher nur Schaden gehabt.

Ich bin alt, mein Körper macht es mir unmöglich, zu erwerben. Da bin ich denn der Vorsehung dankbar, daß sie mir ein kleines Vermögen schenkte. Aber sie erwartet nun auch, daß ich das mir Zuerteilte weise verwalte und nicht thöricht aufs Spiel setze, zumal es nach meinem Tode noch weiter Früchte tragen soll.

So, lieber Jahn, da haben Sie meine Gründe. Ich halte Sie für fleißig, gutherzig und tüchtig, auch sind Sie in Ihrer Art ein guter Familienvater, aber Sie sind eitel und leichtsinnig, oft

recht sehr leichtsinnig, und obgleich Sie Selbsterkenntnis genug besitzen, das einzusehen und sich die Folgen Ihrer Fehler klar zu machen, gehen Sie doch nicht gegen Ihre Schwächen an.

So wird sich denn Ihr Schicksal erfüllen, und keine Hülfe kann es abwenden. Etwas Anderes wäre es, wenn Sie ein neues Leben anfingen und alles von Grund aus anders einrichteten. Aber das werden Sie nicht thun. Ihr Zustand ist mit einer Krankheit zu vergleichen. Die Krisis muß erst kommen, ehe Besserung eintritt. Möglich, daß Sie sich dann ganz bewähren, und Ihre gute Natur allein zu ihrem Recht gelangt. Ich kann es nicht beurteilen. Ich glaube, ich hoffe es, aber was vorhergegangen, kann doch nicht wieder ausgewischt werden. Das Schicksal schreibt solche Geschehnisse mit sehr spitzen Griffeln auf seine Tafeln. Kein Schwamm und kein Wasser vermag's auszulöschen.

So, lieber Stadtrat, nun bin ich fertig. Und nichts für ungut!"

Der Stadtrat hatte während dieser Rede zwar einigemal sehr nervöse Bewegungen gemacht, aber doch die kluge Rücksicht besessen, Fräulein Guldang ohne Unterbrechung anzuhören. Er sagte sich, daß nur durch maßvolle Haltung seinerseits die Bedeutung des Gesagten eine Abschwächung erhalten könne. Und darum war's ihm jetzt allein zu thun.

Sie hatte mit ihrer Behauptung keineswegs ganz unrecht, aber ihr das zuzugeben, verbot ebensosehr seine Eitelkeit wie Klugheit. Er stand deshalb auf, schob die Lippen etwas vor, bewegte den Kopf mit einem Ausdruck, in dem geschrieben stand: Lektionen erteilen ist leicht, aber besser machen, schwer, und sagte mit einem ehrlichen Ernst und äußerster Ruhe im Ton:

„Sie würden, wenn Sie ein Mann wären, mitten im Leben ständen und eine anspruchsvolle Familie zu ernähren hätten, wenn ferner Ihre Eigenart und Charakter-Veranlagung der meinigen mehr verwandt wäre, anders urteilen und sprechen.

Sie glauben, daß die Dinge so sind, wie sie Ihnen erscheinen. Es kommt Ihnen gar nicht der Gedanke, daß sie in Wirklichkeit anders sein könnten. Aber das ist menschlich und entspricht überdies der üblichen, unlogischen Frauenauffassung. (Hier gab der Stadtrat Fräulein Guldang einen Gegenhieb, der die Wirkung, sie zu ärgern, nicht verfehlte.) Ich kann Ihnen soviel sagen: Wenn ich das Geld erhalte, bin ich imstande, mein Geschäft nicht nur in alter Weise fortzuführen, sondern günstig zu erweitern, und brauche mich vor keinerlei Vorkommnissen zu fürchten. Erhalte ich es nicht, so kann allerdings etwas Übles eintreten, da ich Verluste gehabt habe und ungenügendes Betriebskapital besitze.

Der Unterschied ist also der: Sie prophezeien mir eine Krisis mit oder ohne Hülfe, und ich erkläre: mit einer genügenden, nicht halben Hülfe halte ich es durch und werde allem jetzt und für die Folge gerecht. Was die Charakterisierung meiner Person anbelangt, nun — wir sind eben alle Menschen! Wäre ich ein Gott, so würde ich nicht mit schwarzen Pantalons auf der Erde umherlaufen."

„Daß Sie immer witzeln müssen, selbst bei dem Ernstesten, Jahn! Auch das flößt mir Mißtrauen gegen Sie ein —" sagte die alte Dame, die steif und ohne eine Miene zu verändern, zugehört hatte.

„Ich vergleiche immer, wenn ich nach dem Rechten suche, die Handlungen der Menschen mit den Vorgängen in der Natur. Haben Sie je bemerkt, daß Tiere, Pflanzen, Bäume, kurz alles, was unser Auge sieht, sich eines gewissen würdevollen Charakters entäußert? Die Vorsehung drückte den Dingen nicht nur äußerlich diesen Stempel auf, sondern er deckt sich auch mit deren innerstem Wesen.

Das ist also das Natürliche, und Abweichung davon etwas Unnatürliches. Selbstverständlich rechne ich Heiterkeit und Frohsinn nicht zu letzterem. Das sind bevorzugten Menschen verliehene Göttergeschenke."

„Ich glaube, unser Gespräch führt uns etwas zu weit, Fräulein Guldang,“ fiel jetzt der Stadtrat ein und sprach seinerseits mit einer durchaus höflichen, aber starken Abweisung im Ton. „Wenn man die fünfzig überschritten, kann man sich vom Himmel keine neue Maske mehr kaufen. Das Gesicht guckt doch immer hinter der Pappe hervor.

Also mit Belehrungen, die für meinen Eduard passen könnten, wollen wir nicht die Zeit verlieren. Vielleicht, wenn wir beide oben im Himmel sein werden, und doch nicht immer Posaunen blasen können, setzen wir das Gespräch fort, und ich sage ‚Ihnen‘ dann auch allerlei, was ich jetzt aus dem Gesichtspunkte, daß wir eben erst noch Engel ‚werden‘ sollen und deshalb als Menschen gegenseitig nachsichtiger Milde bedürfen, unterdrücke.

Ei, ei, wie Ihre Kaktus schön aufgekommen sind! Ganz prächtig!“ fuhr der Stadtrat, sich mit künstlicher Lebhaftigkeit unterbrechend, fort und trat an das Fenster. — „So! Und nun will ich Ihnen Lebewohl sagen, Fräulein Guldang. Auf Wiedersehn! Minna werde ich Ihnen schicken, und Sie werden daraus erkennen, daß ich Ihnen wegen des Inhalts Ihrer Rede nicht gram bin. Also auf Wiedersehn!“

Und damit nickte er, zeigte einen etwas herablassenden Ausdruck in den Mundwinkeln und ging.

Nach seinem Fortgang saß Fräulein Guldang

eine lange Zeit schweigend da. Sie hatte sich mit ihrer kleinen, eingefallenen Gestalt zurückgelehnt, und ihre spitzen, knöchernen Hände lagen in gekrümmter Haltung auf dem Schoß. Sie dachte nach, lange nach, und es kamen ihr über Eduard Jahn ganz besondere Gedanken.

Sechstes Kapitel.

Dagmar saß am Nachmittage des kommenden Tages in ihrem hübschen, hellen Zimmer im oberen Stockwerk der Jahnschen Villa. Ein zierlicher Schreibtisch stand zwischen den beiden mit Blumen besetzten Fenstern, durch die man einen herrlichen Blick über den Fluß und die gegenüberliegenden Ufer gewann. An der Wand befand sich ein mit zartgeblümtem Stoff überzogenes Sofa, zwei blankblitzende, dunkelbraune Mahagonischränkchen mit Spiegelscheiben enthielten Bücher und Nippessachen, und auf einer alten, geschweiften Komode mit vergoldeten Schlössern und anderen Verzierungen lagen verschiedene Gegenstände, welche die Beschäftigung der Bewohnerin verrieten.

Der Fußboden war, wie im anstoßenden Schlafgemach, mit einem hellgelben Teppich von chinesischem Strohgeflecht bedeckt, der dem Zimmer einen vornehmen Anstrich verlieh. An den Wänden

hingen ein wertvoller, ovaler Spiegel in Ebenholz und mehrere Familienbilder in zierlichen Rahmen.

Dagmar war nicht mit der Hand beschäftigt; sie dachte und sann nach und vermochte zu keinem Entschluß zu gelangen. Sollte sie Doktor Adlers Aufforderung folgen, oder doch lieber Christian Ohlsen mit einem Billet senden, in welchem sie ihr Ausbleiben entschuldigte? Trotz ihrer anfänglichen festen Absicht war sie schwankend geworden. Ihr Schicklichkeitsgefühl sträubte sich auf der einen Seite, und auf der anderen hielt sie die Scham zurück, dem Freunde des Hauses Onkel Stadtkassierers Worte zu wiederholen. Und doch wußte sie, daß alles gut bei ihm aufgehoben, ja, daß er imstande sei, ihr ihre Sorgen und Zweifel zu nehmen. Außer ihrer Mutter vertraute sie niemandem auf der Welt so sehr wie Adler.

Aber grade mit dieser konnte sie sich nicht entschließen, über das, was sie bedrückte, zu sprechen.

Dagmar wußte, sie würde ihre Mutter, die von früh bis spät keinen anderen Gedanken hatte, als das Wohlergehen der Familie zu fördern, und insbesondere darauf bedacht war, ihrem Manne alles Unangenehme aus dem Wege zu räumen, durch ihre Mitteilungen mit Angst und Sorge erfüllen und ihr schlaflose Nächte bereiten. Und sie mußte trotzalledem ihr Inneres jemandem

ausschütten; es lag auf ihrem Herzen wie eine steinschwere Last, die ihr den Atem nahm.

Adler würde ihr das Rechte raten. Wenn er ihr sagte, sie solle ihren Eltern das Erlebte erzählen, so wollte sie es thun. Und wenn ihre Gedanken diesen Weg nahmen, fand sie es sogar unrecht, zu zaudern.

Dann trat auch die Scheu, den Freund des Hauses in seiner Wohnung aufzusuchen, gänzlich zurück. Würde er ihr überhaupt etwas vorschlagen, was sie bereuen könnte? Nimmermehr! Heftete sich auch an seine Person böswilliges Geschwätz, das niemanden verschonte, so rühmten doch selbst seine Neider und Feinde seinen ehrenvollen Charakter. Wenige Menschen in der Stadt genossen so große Achtung wie er, obgleich er noch in jungen Jahren stand.

Trotzdem schwankte Dagmar, was sie thun sollte.

Schon hatte sie einen Brief entworfen. Er lag vor ihr und lautete:

Lieber Herr Doktor! Ich kann doch nicht zu Ihnen kommen. Ein eigentümliches Gefühl hält mich von dem Gange ab. Ich weiß auch nicht, ob ich mich Ihnen eröffnen kann. Denken Sie, es sei nichts, und zürnen Sie, bitte, nicht Ihrer unzuverlässigen

Dagmar J.

Aber dann sah sie ihn wieder mit den ruhigen Augen, die unter der goldenen Brille hervorschauten, vor sich und hörte ihn sagen: „Dagmar, kleines Mädchen, Sie sind eine Thörin!"

Und in diesen Worten lag ein Tadel, wie man ihn nur Kindern erteilt, und als Kind wollte sie ihm gegenüber nicht erscheinen.

Auch durchflog sie plötzlich eine drängende, ihren Besuch überhaupt stark beeinflußende Sehnsucht nach ihm. Der Gegenstand, um den es sich handelte, trat fast zurück. Sie fühlte, wie ihr Herz heftiger schlug; eine namenlose Unruhe bemächtigte sich ihrer.

Nun sprang sie empor. Sie sah in den Spiegel und errötete doch über sich selbst. War's nicht unrecht, ihm durch äußeren Schmuck gefallen zu wollen? Vielleicht — gewiß, aber ihr Verlangen redete eine andere Sprache.

Sie eilte in die Garderobe, löste rasch den prachtvollen, ins Feuerbraun spielenden Zopf, flocht ihn von neuem, strich sich über das Stirnhaar, zupfte an den Spitzen des Kleides, das ihren ungewöhnlich weißen Hals hoch umschloß, und zog einen ihre schlanken Formen wohlgefällig hervorhebenden, hellen Sommerpaletot an.

Dann setzte sie einen keck geformten Schäferhut mit langen Bändern auf den Kopf, griff nach dem Sonnenschirm, warf noch einen Blick auf die in Lackschuhen steckenden Füße und schritt auf den Flur.

Aber noch einmal trat sie zurück und blieb sinnend in der geöffneten Thür stehen; — ein herrliches Bild unbewußter, jugendlicher Schönheit und knospender Kraft! Wie in einem stillen hellblauen Golf lagen die dunklen, tiefen Augensterne, und überaus edel war der Schnitt ihres von der braunrötlichen Haarfülle umrahmten Angesichts.

Nun endlich raffte sie sich auf und eilte davon.

Der Doktor wohnte im Zentrum, nicht weit von Kartheusers, bei einem Handelsgärtner, der einen wundervollen Garten besaß, und von dessen Hause sich dem Blick, wie bei Jahns, eine sehr schöne, aber völlig andere Aussicht über die Stadt und die Umgegend bot.

„Herr Doktor zu Hause?“ fragte Dagmar, als ihr von einer alten, bürgerlich gekleideten Frau mit verdrießlichem Gesicht und mißtrauischen Augen geöffnet ward.

Adlers Wirtin, Frau Meitzen, war bekannt wegen ihrer rauhen Art. Sie neigte auch heute nur mit einen ziemlich abstoßenden Blick, über den alle Patienten stumme Klagen führten, den Kopf und wies Dagmar Jahn in ein nach der Straße belegenes, dreifenstriges, stilles und schattiges Vorzimmer, in dem zahlreiche Bilder und Photographieen von Korpsstudenten mit bunten Mützen an den Wänden hingen, und eine Anzahl

von alten Möbeln umherstanden, denen man es ansah, daß sie nie gebraucht wurden.

Dagmar nahm Platz und wartete wohl eine Viertelstunde ohne daß jemand kam. Eine regungslose Stille umgab sie, welche das allmählich sie beschleichende Unbehagen verstärkte. Noch einmal auf den Flur zu treten und Frau Meitzen zu fragen, ob der Herr Doktor wirklich anwesend sei, wagte sie in ihrer Schüchternheit nicht.

Zuletzt stand sie auf und schaute aus dem Fenster. Draußen auf der Gasse lag heiß der Sonnenschein, brütete auf dem Pflaster und flunkerte mit silbernem Glanze in dem klaren Wasser der Rinnsteine. Zwei Frauen, eine große, alte und eine sehr kleine, junge, Mutter und Tochter, fegten die Straße und betrieben diese Thätigkeit mit einem Ernste und einer Würde, als ob das Schicksal der Stadt von ihrer Arbeit abhinge.

Vor einer Haustreppe gegenüber spielten ein Hund und ein kleines Mädchen. Als letzteres auf den Rücken fiel, erhob sich das Tier und leckte der Kleinen die Wange. Nun begann sie in ihrer hülflosen Lage laut zu schreien.

Diese Unterbrechung der Ruhe rüttelte Dagmar zu einem Entschluß auf. Sie trat vom Fenster zurück, ging mit festen Schritten auf eine der Thüren zu und klopfte an.

Alsbald ertönte von drinnen ein ruhiges

„Herein!" dessen Klang verriet, daß Besuch willkommen sei.

Der Doktor saß in dem geschmackvoll ausgestatteten, geräumigen und hellen Gemach an einem Schreibtisch. Die Fenster waren sämtlich geöffnet, und ein aus dem großen Garten heraufdringender Duft von Hyacinthen und Rosen hob die gleichsam feierliche Stille des sonnenbeschienenen Raumes.

„Ah, liebe Dagmar! Und so spät?" rief der Doktor emporspringend und eilte auf das Mädchen zu. Aber er wagte kaum, ihre Hand zu fassen. Etwas Unnahbares strahlte von dem schönen Kinde aus, das jeder Vertraulichkeit Zügel anlegte.

Auf seine Frage gab Dagmar in eifriger Rede Antwort. Sie habe lange gewartet und geglaubt, daß er noch Besuch von Kranken bei sich habe, später aber angenommen, daß er am Ende gar nicht anwesend sei. Zuletzt habe sie Mut gefaßt und geklopft.

Nach diesen erklärenden Worten aber bemächtigte sich Dagmars eine große Befangenheit; sie stockte und entsprach des Doktors Aufforderung, Platz zu nehmen, mit verlegener Miene. Und doch war sie es, die zuerst wieder das Wort nahm: wie schön er wohne, wie behaglich und wunderhübsch alles sei, und welche prachtvolle Aussicht man von seinem Zimmer aus genieße.

„Ja, Dagmar,“ — antwortete der Doktor und verließ den eben wieder eingenommenen Platz. „Das Beste aber ist dies!“ Bei diesen Worten trat er auf einen Polissanderflügel zu, der an der breiten Wand stand. „Gestern habe ich das Instrument erhalten. Hören Sie den herrlichen, vollen Ton.“

Und dann durch einen raschen Blick ihre Zustimmung einholend, setzte er sich nieder, präludierte und spielte.

„Ach, mehr, mehr!“ bat Dagmar nach Beendigung seines Vortrages. „Oder singen Sie etwas! Bitte, wollen Sie?“

Statt zu antworten, nickte der Doktor, stand auf, holte ein Konzept von seinem Schreibtisch und begann:

Dich schuf ein Gott in schaffenstrunkner Wonne,
Ward neidisch gar, als er die eigne Schöpfung sah.
Des Mondes Licht, den gold'nen Strahl der Sonne
Fand er vereint, als Deines Auges Pracht vollendet war.
Doch bald löst er den Neid aus seines Busens Enge,
Fügt zu der Schönheit noch das eigne Götterherz
Und zeigt der staunend überraschten Menge
Ein Himmelsbild, geschaffen aus der Sonne Feuererz.

Nachdem der Doktor dieses Lied gesungen hatte, erhob er sich und sah Dagmar, die mit unruhiger Spannung zugehört, mit einem etwas verlegenen Blick an.

„Ich bin heute nicht bei Stimme, ich sang die gerade eben hingeworfenen Verse auch nur auf

Ihren Wunsch nach einer bekannten Melodie, Dagmar," erklärte er und setzte sich dicht zu ihr. Und mit ernsterer Miene fuhr er fort: „Und nun, mein liebes Mädchen, erzählen Sie, was Sie bedrückt. Was Sie mir sagen, bleibt unter uns, und kann ich Ihnen helfen, so wird's mit aufrichtiger Freude geschehen.

Wie Sie übrigens wieder hübsch aussehen, Dagmar! Ein neues Kleid? Sehr, sehr hübsch."

Dagmar errötete, faßte sich aber und öffnete den Mund zum Sprechen.

„Ich war neulich" — hub sie an, stockte jedoch wieder, sah unsicher vor sich hin, sprang zuletzt empor, schüttelte den Kopf und wandte sich in ihrer unschlüssigen Befangenheit ans Fenster. „Nein, ich kann's doch nicht sagen, Herr Doktor. Es geht nicht, es will nicht heraus!" drang's, ohne daß sie ihn ansah, aus ihrem Munde.

„Nun, so lassen wir's, Dagmar" — entgegnete Adler mit unerwarteter Gelassenheit. „Reden wir über andere Dinge, und seien Sie überzeugt, daß ich auch ohne Erklärung mit Ihnen fühle."

Aber dieses ruhige Einlenken gab Dagmar nun doch einen Anreiz und hob ihren Mut und ihr Vertrauen.

„Gut denn!" sagte sie mit rascher Entschlossenheit und setzte sich in einer fast komisch wirken-

den, kerzengeraden Haltung auf ihren alten Platz „Ich will mich Ihnen anvertrauen!“

Hierauf erzählte sie fast wörtlich und ohne zu stocken, was ihr bei ihrem Onkel Stadtkassierer begegnet war, wie sie sich wegen des Inhalts seiner Worte sorge, nicht zu dem Entschluß gelangen könne, ihren Eltern Mitteilung davon zu machen, und dies doch für ihre Pflicht halte.

Seit jenem Tage habe sie keine frohen Gedanken mehr und genieße keinen Bissen Brot im Hause, ohne an des Alten Worte zu denken! Und was werden solle, wenn ihren lieben Vater wirklich ein Unglück träfe

Am Schluß der Rede weinte sie bitterlich, und ihre Thränen und ihre gute Gesinnung erfüllten den Doktor mit Rührung und tiefer Teilnahme. Wenn überhaupt noch etwas sie ihm hätte wertvoller machen können, so war es diese ungekünstelte Empfindung und Sprache.

„Was raten Sie mir? Soll ich mit meiner Mutter reden und es ihr überlassen, mit meinem Vater zu sprechen? Oder ist's besser, ich erzähle nur daß Onkel sich sehr unfreundlich gegen mich benommen hat, und daß ich nicht wieder zu ihm gehen will? Aber dann kommen doch Nachfragen, und wenn ich nicht alles berichte, muß ich ihm nächstens zu seinem Geburtstag gratulieren. Ich

gehe aber nicht wieder in seine Wohnung, was auch geschehen sollte."

„Nein!" entgegnete der Doktor, nach kurzem, ernsten Nachdenken. „Das Erste ist das allein Richtige. Eröffnen Sie sich Ihrer Mutter, damit Sie die Last von Ihrem Innern lösen. Sie wird schon das Rechte finden und Ihnen auch gewiß eine Antwort geben, die Sie beruhigt. Ihr Papa ist ja ein sehr beweglicher Mann und hat wohl auch seine Sorgen, aber gewiß sind Ihres Onkels Befürchtungen völlig unbegründet. Ich möchte Sie darüber schon im voraus beruhigen."

Dagmar hörte mit glückstrahlenden Augen zu. Was der Doktor sprach, wirkte wie erlösend auf sie. Er gab ihr nicht nur den Weg an, den sie einzuschlagen habe, er erfüllte auch ihr Inneres wieder mit Hoffnung.

Freilich folgte der Doktor mehr einer Gemütsregung als seinem Verstande. Aber er konnte es nicht über sich gewinnen, sie ohne Trost ziehen zu lassen.

„Besuchen Sie mich einmal wieder, Dagmar?" hub er zum Schluß an und faßte, seine Frage durch einen bittenden Blick unterstützend, ihre Hand. Und doch standen seine Worte und seine Mienen im Widerspruch zu seinen eigentlichen, innersten Anschauungen.

Er hoffte, sie würde nein sagen. Ein gewal-

tiger Kampf hatte sich in ihm erhoben. Er fühlte, es bestimmte ihn bei seiner Frage nicht der Wunsch allein, ihr nützlich zu sein, sie zu beruhigen; nicht nur der Mann wollte dem Kinde ein gütiger Berater sein, sondern die Funken, die in seinem Herzen glimmten, loderten zu Flammen auf. Und seine Besonnenheit und sein rechtlicher Sinn riefen ihm zu: „Halt ein! Verzichte! Bekämpfe Dich!"

Und wirklich sagte sie nein, ein stummes Nein. Sie schüttelte den Kopf, und ihr herabgeneigtes Auge sprach nicht minder deutlich.

„Sie dürfen nicht, Dagmar?" fragte der Doktor langgezogen, sanft und unwillkürlich mit leiserer Stimme.

Nun sah sie ihn mit einem stillen, bittenden Blick an. In diesem lag völlige Hingebung, aber auch ein stummes Flehen, sie nicht zu überreden. Unbewußt fühlte sie in ihrem jungen Herzen, daß sie für ihn — mithandeln müsse, obschon sie noch ein Kind war —

Siebentes Kapitel.

Minna Jahn ging mit anderen kleinen Mädchen desselben Alters zu Fräulein Tine Rambusch in die Schule.

Tine Rambusch trug stets lose am Oberkörper sitzende, helle Kleider mit puffigen Ärmeln und eng an die Handgelenke anschließenden Quedern. Sie hatte ein geradeaus blickendes und ein etwas schiefes, schielendes Auge; das geradeaus in die Welt schauende war blau, und das schiefe braun. Sie mochte nicht, daß man sie deswegen anguckte, und doch reizte es jedermann, dieses ungewöhnliche Spiel der Natur in Augenschein zu nehmen.

Fräulein Tine Rambusch war der Schrecken aller Kinder wegen ihrer unerbittlichen Strenge, aber andererseits machte die Mädchen nichts so glücklich als ein Lob aus ihrem Munde.

Neben dem Schulzimmer befand sich ihr Wohngemach, das Sommer und Winter mit zahlreichen

Blumen angefüllt war, und dem deshalb ein gewisser Geruch unauslöschlich anhaftete. Es hatte etwas Anheimelndes und Angst Einflößendes zugleich, und letzteres Gefühl wurde, wenn die schuldigen Schülerinnen in das Gemach entboten wurden, noch verstärkt durch den unbeweglich ernsten Ausdruck einer im Hause die Wirtschaft führenden Schwester, die einen bestimmten Platz am Fenster hatte und dann meist zugegen war. —

Einige Tage nach der Begegnung zwischen Felix Kartheuser und Minna Jahn befand sich diese mit ihren Mitschülerinnen in einer gewaltigen Aufregung. Emma von Thünen, die Tochter des Landforstmeisters, hatte auf den Sprachlehrer Doktor Emil Einert ein Spottgedicht gemacht, das die jungen Mädchen sich abgeschrieben hatten. Beim Reinmachen morgens war eine Kopie davon im Schulzimmer gefunden worden und dem Fräulein Tine Rambusch in die Hände geraten.

Sehr schmeichelhaft war der Inhalt des Gedichtes für Doktor Einert nicht. Es lautete:

Ob Deine Schönheit, Deine Nase größer,
Ist festzustellen nicht so leicht,
Doch Dich bei uns beliebt zu machen,
Das hast, o Emil, Du erreicht.
Wenn Deine grünen Augen sich erheben,
Wenn Deine Stimme durch die Klasse knarrt,
Und unter „Ruhe, Ruhe muß ich bitten!"
Dein Mammutfuß den Boden scharrt;
Wenn Deine angelernte Weisheit

So geisteстötend unser Ohr erreicht,
Und schon bei leisen Hustens Störung
Vor Wut Dein rotes Angesicht erbleicht;
Wenn Du mit Zähnestochern, Nasenschnauben,
Mit Gähnen, Grunzen uns erfreust
Und selbst bei bester Leistung niemals
Was andres als nur Tadel weißt, —
Dann rufen wir, o holder Emil:
Wähl' anderen Stand, ergreif' die Flucht,
Im Tierpark wird, wir wissen's eben,
Ein „Nasentier" zu kauf gesucht. —

Fräulein Tine Rambusch befahl, die Verfasserin zu nennen, aber die Mädchen, die sich das Wort gegeben hatten, Emma von Thünen nicht zu verraten, erklärten, keine Auskunft darüber geben zu können. Das Gedicht, so hieß die Parole, habe sich in mehreren Exemplaren auf den Plätzen vorgefunden, aber trage keiner Schülerin Handschrift

Fräulein Rambuschs Verdacht war auf Minna Jahn gefallen, die ebenso wie Felix Kartheuser allzeit Schabernack im Kopf hatte.

„Gestehe!" hub Fräulein Rambusch an und richtete einen vernichtenden Blick auf Minna, die in ihrer trotzigen Haltung vor ihr stand. „Wenn Du nicht bekennst, muß ich Dich aus der Schule jagen! Was werden Deine Eltern sagen, wenn Du ihnen solche Schande machst!"

Nach dieser auf Minnas Gemüt wohlberechneten Rede kämpfte das Kind mit Thränen, aber es ballte die kleinen, festen Hände, biß die hübschen, schneeweißen Zähne aufeinander und schwieg.

„Nun, sprich! Weshalb bist Du so verstockt und antwortest nicht? Wenn Du in Deinem Trotze verharrst, lasse ich Dich den ganzen Nachmittag bis zum Spätabend nachsitzen!“

„Ich hab' es doch nicht gemacht!“ stieß Minna kurz und weinerlich heraus.

„So bekenne, wer es verfaßt hat, Du weißt es. Wenn Du es nicht gestehst, mußt Du für die Schuldige büßen. Nun wähle!“

„Wenn ich es aber nicht weiß, wie soll ich es denn sagen?“

„O, Du verstocktes, schlechtes Kind!“ rief die alte Dame und lief im Zimmer auf und ab. Blitze zorniger Enttäuschung schossen aus ihren Augen, und sie bewegte den Körper wie ein Mensch, der ganz fassungslos ist. —

Minnas Trotz begann sich bei ihrer Lehrerin Erregung bereits zu legen, es übermannte sie ein weiches Gefühl.

„Gieb mir die Hand darauf, daß Du es nicht gewesen bist!“ rief Fräulein Rambusch, dies bemerkend und plötzlich auf Minna zutretend.

Das Mädchen streckte mit ehrlichem Aufblick die Rechte aus.

„Gut, ich will Dir glauben! So schlecht bist Du nicht. Nun gieb sie mir noch einmal darauf, daß Du die Verfasserin nicht kennst.“

Minna Jahn neigte den Kopf, senkte den Blick zu Boden und schwieg.

„Minna! Minna!“ mahnte die alte Dame in eindringlichem Ton. „Bekenne! Du denkst, Du darfst nicht. Ihr habt Euch das Wort gegeben, nichts zu verraten. Ich weiß es und kann es auch verstehen. Ich bin selbst jung gewesen und habe mich von falschem Ehrgefühl leiten lassen, — denn falsch ist es, mein liebes Kind, — aber ich kam zur Besinnung und erkannte, daß ich damit gegen die Gebote Gottes handelte. — Also sprich, Minna, — sprich!“

„Nein!“ sagte Minna, und ein Ausdruck von Qual aber auch von Entschlossenheit zugleich erschien in ihrem Angesicht. „Ich kann es nicht sagen! Aber ich will die, welche es gewesen, bitten, es Ihnen selbst zu gestehen, ich will es den anderen sagen, ich — ich —“

Und nun brachen die Schleusen ihres Innern, und Thränen erstickten ihr die Stimme.

„Gut Minna! Ich gebe Dir Zeit bis morgen mittag. Wenn aber dann nicht alles ans Tageslicht gebracht ist, werde ich zu Deinen Eltern gehen.“

„Thun Sie ihr, bitte, nichts! Bitte — bitte — bitte!“ flehte das Kind.

„Wem?“

„Der — die — der — die — es — ge — wesen ist —“

„Ich will überlegen, die Strafe milde zu be-

messen. Ohne eine solche kann aber ein so empörender Frevel, eine so unerhörte Respektwidrigkeit gegen einen Lehrer nicht abgehen. Das sage der Schuldigen. So, und nun gehe, Kind. — Minna, Minna!“

„Fräulein Rambusch?“ fragte das Mädchen zagend und trat noch einmal zurück.

„Ich freue mich so sehr, daß Du es nicht gewesen bist, Minna! — Aber nimm Dir diese Sache als Warnung! Du siehst, welche Folgen aus solchem Übermut entstehen. — Hörst Du?“

Minna nickte. Sie war ganz zerschmettert und ging langsam und bedrückt aus dem Zimmer.

Als sie in die Klasse zurücktrat, ward sie sofort umringt und ausgefragt und erzählte, was vorgefallen. Die Mädchen machten ihr keine Vorwürfe, waren vielmehr sehr mutlos und richteten ihre Augen auf Emma von Thünen, die auch alsbald das Wort nahm.

„Vor der Strafe fürchte ich mich nicht, wenn ich es sage. Aber was werde ich von Doktor Einert auszustehen haben, wenn er erfährt, daß ich es gewesen bin! Schöne Aussicht für die Zukunft!“ rief das Mädchen.

„Willst Du es sagen?“ drängten die anderen.

„Muß ja jetzt!“ erwiderte das Kind, die Achseln zuckend. Dann aber sich zu Minna wendend, fuhr sie fort: „Na, ungeschickt genug ange-

fangen hast Du's, wahrhaftig. Wenn Du dicht gehalten hättest, was hätten sie uns machen können?"

Jetzt gebrauchte aber auch Minna ihre Sprache. „Erst willst Du nicht gestehen und bringst die ganze Klasse in solche Verlegenheit, und nun giebst Du mir die Schuld! Das ist so das Rechte! Ich denke, Du müßtest gleich hingehen und sagen, daß Du's gewesen bist!"

Emma zog die Unterlippe breit und wandte sich ab; auch trat in diesem Augenblick eine Lehrerin in die Klasse. —

Als Minna nach beendeter Schulzeit mit Agnes, einer Schwester Julius von Rosens, über den Präsidentenweg schritt, begegneten ihnen mehrere ebenfalls den Weg nach Hause nehmende Gymnasiasten, und zuletzt auch Felix Kartheuser und Karl Valentini.

Die Knaben zogen die Mützen, und Agnes dankte, Minna aber guckte ohne Erwiderung zur Seite.

„Du grüßtest ja nicht!" mahnte Agnes, ein schlankes Kind mit braunen Augen und dunklen Flechten. „Sahst Du Felix Kartheuser nicht?"

„J—a!" machte Minna langsam und rümpfte die Nase. Es klang mehr jo— als ja—.

„Schwärmst Du nicht mehr für ihn?" fuhr die Freundin neugierig fort. Alle die Mädchen

hatten eine kleine Passion, und jede wußte genau um das Herzensgeheimnis der anderen.

„Nein!“ erwiderte Minna kurz und mit dem Tone der Verachtung.

„Habt Ihr was mit einander gehabt?“

Minna griff mit den Daumen unter die verschobenen Riemen des Schulranzens, den sie nach Knabenart auf dem Rücken trug, zog stumm die Achseln und schritt rascher auf ihren kleinen Füßchen mit den ungewöhnlich kraftvoll emporsteigenden Beinchen einher. ‚Es sei gar nicht der Mühe wert, über den Genannten überhaupt ein Wort zu verlieren,‘ lag in ihrer Bewegung und ihren Mienen.

Aber diese Antwort genügte Agnes durchaus nicht. Sie war neugierig und drängte die Freundin, ihr nähere Mitteilungen zu machen. Auch hatte ihr Eifer noch einen besonderen Grund.

Sie schwärmte für Felix Kartheuser und hatte schon viel Herzensqual darüber ausgestanden, daß er Minna Jahn stets bevorzugte. Auf dem Herbstjahrmarkt war Minna von Felix, während Agnes dabei stand, zweimal ein Kuchen, und zwar ein Othello überreicht worden; auch hatte sie später mehreremal auf seine Kosten neben ihm auf dem Karroussel gesessen.

Aus dieser Bevorzugung hatte sich die Zusammengehörigkeit jener beiden ein- für allemal

ergeben. Alle Mädchen waren derselben Ansicht! —

Minna entsprach nach dringendem Zureden endlich der Aufforderung der Freundin und erzählte die Froschgeschichte. „Solch' einen widerlichen, gräulichen Frosch, weißt Du, so ein nasses, dickes Scheusal, drückte er mir in die Hand. Prrr! Wenn ich die Tiere blos sehe, laufe ich schon weg! — Ne, er ist ein boshafter, ekliger Bengel. Und die ganze Art und Weise, wie er mich gefoppt hat. Lockt mich heraus, weil er mir etwas schenken will! Ich denke wunder, was ich kriege. Na, ich bin fürs ganze — ganze Leben mit ihm fertig!"

Diese furchtbare Schlußdrohung erschreckte Agnes zwar, aber erfüllte doch im geheimen ihr kleines Herz mit größtem Wohlgefallen und brennenden Hoffnungen. Sie mochte Felix gar zu gern. Wenn er mit seinem geschmeidigen Körper dahinstürmte wie ein Hirsch, die Bäume erkletterte, Menschen nachahmte, oder mit seinen unsinnigen Reden alles zum Lachen hinriß, wenn sein lustiger Mund sich öffnete, um irgend eine Tollheit vorzuschlagen, und seine lebhaften Augen blitzten, während er den Anführer dabei machte, dann hätte sie ihm allemal um den Hals fallen mögen.

Eins nur ängstigte sie in Minnas Bekenntnissen und Zornausbrüchen: Ihr Nachdenken sagte ihr, der Haß der Freundin sei am Ende doch

nur — Liebe. Und dieser Zweifel ward durch die Thatsache bestärkt, daß Minna schon mehrmals sehr deutliche Proben von Eifersucht auf Felix an den Tag gelegt hatte.

Trotzdem faßte Agnes von Rosen den Entschluß, baldmöglichst mit Felix Kartheuser zusammenzukommen. Sie wollte dann die Probe machen, wie die Dinge ständen. Daß sie in zweiter Linie bei Felix in Frage kam, wußte sie!

Als die beiden Mädchen an die Jahnsche Villa gelangten, — der Physikus und Sanitätsrat von Rosen wohnte an der Ecke der Schiffbrückstraße, — stand Frau Jahn im Vorgarten und band Blumen auf. Sie nickte den Kindern freundlich zu und lud in der sanften Art, mit der sie jedermann begegnete, Agnes ein, näher zu treten. „Wart!“ sagte sie dann in ihrem fremdklingenden Dialekt und wandte sich mit gütigem Ausdruck zu Minnas Freundin, „ich habe heute schwedische Kuchen gebacken, da sollst Du welche für Euch mitnehmen.“

Und sogleich ging sie ins Haus und kam mit einer großen Düte zurück.

„Nein, nein, nimm nur, Agnes! — Nun, und wie geht's zu Hause? Mama wohl? Na, das freut mich sehr. Grüße von uns und sage, ich würde in diesen Tagen kommen. Deine Mutter solle nicht böse sein! Ich bin ihr einen Besuch

schuldig. Es war immer so viel zu thun und zu bedenken."

Als Minna die Freundin wieder an die eiserne Staketpforte brachte, sagte die letztere, nach Mädchenart schwärmend: „Wie wunderhübsch ist doch Deine Mama, Minna! — Prachtvoll hübsch, Du!"

„Ja, nicht wahr?" triumphierte Minna, wandte den Blick zu ihrer Mutter und sah sie mit zärtlichen Augen an. — „Und Du glaubst nicht, wie süß sie ist. Ich muß ihr auch gleich mal einen Kuß geben."

Nach diesen Worten eilte sie von Agnes fort, lief auf Frau Jahn zu und umhalste sie stürmisch. Die Jahnschen Kinder waren ihrer Mutter mit einer seltnen Liebe zugethan. —

Das Gespräch, welches zwischen den beiden Mädchen stattgefunden, ähnelte übrigens zum Verwechseln einem solchen zwischen Karl und Felix. Als Minna und Agnes eben vorübergeschritten waren, kehrte sich Karl Valentini um, schaute ihnen neugierig nach und sagte:

„Hast Du bemerkt, Felix, daß Minna Jahn gar nicht grüßte?"

„Ja — ja wohl! — Das dumme Gör hat oftmals solche Grabben!" entgegnete Felix gelassen.

„Was ist denn gewesen?"

„Ach, nichts!"

„Habt Ihr Euch erzürnt?"

„Gott, laß doch Minna Jahn! — Agnes von Rosen ist mir viel lieber!“

„Seit wann denn?“

„Ah, schon sehr lange!“

Das waren für Karl Valentini große Neuigkeiten. Er fand beide „famos,“ aber er mußte sich als Konditorsohn darein finden, daß er von den jungen Mädchen weniger beachtet wurde. Karl Valentini hatte es, wie seine Mitschüler von ihm zu sagen pflegten, ‚dick hinter den Ohren‘. Äußerlich trug er ein ruhiges und ziemlich gesetztes Wesen zur Schau. Aber der Knabe war, wie Felix, thatendurstig, leidenschaftlich, ehrgeizig und voll Phantasie.

In der Klasse ward er wegen seiner Gedichte und seiner außerordentlich schönen Handschrift beneidet. Er trug sich auch stets sehr sorgfältig, während Felix bald nachlässig, bald äußerst sauber einherschritt. Es kam bei diesem auf die Stimmung an.

Als die Knaben sich trennten, rief Karl seinen Kameraden noch einmal zurück.

„Wie ist's heut nachmittag? Wollen wir Käfer sammeln oder auf dem Wasser fahren?“

„Käfer sammeln!“ entschied Felix. „Ich hole Dich um vier Uhr ab. Sei aber fertig.“

Karl nickte. „Du, Du! Ich wollte noch —“ setzte er unschlüssig an.

„Ja?“

„Hast Du nicht eine Haarlocke von Minna Jahn?“

Felix blickte verwundert empor und nickte dann mit einem Anflug von Stolz. Doch machte er keine sehr zuvorkommende Miene.

„Wenn Du nichts mehr von ihr wissen willst, schenke mir die —“ stieß Karl heraus, und seine schwarzen Augen blitzten begehrend.

Aber Felix lehnte entschieden ab und sagte würdevoll:

„Ne, Du, das thu' ich nicht. Wenn ich ganz mit ihr breche, dann soll sie selbst die Locke von mir wieder haben! — — Na, also um vier? Nimm Deine Flasche mit! Laß Dir von Theodor Himbeeressig hineingießen. Willst Du? Adieu!“

Nun eilte er davon.

Vor der Thür kam ihm Fritjhoff entgegen gesprungen. Der Hund, ein ungewöhnlich schönes Tier, hatte seidenweiches Haar, war braun und schneeweiß gefleckt und besaß prachtvolle Augen, in denen sich kühne Wildheit und Treue zugleich ausprägten.

„Halloh, hopp, Fritjhoff!“ rief Felix Kartheuser und hob den Arm hoch. Das Tier setzte sogleich an und sprang mit einem prächtigen Satz über die künstliche Schranke fort. Aber zu Felix' Schaden!

Nachbar Rahn mit seiner blauen Brille trat eben aus der Hausthür, und Fritjhoff flog bei dem Sprunge so heftig gegen ihn an, daß er beinahe gestürzt wäre.

„Ach, bitte, Herr Rahn! Entschuldigen Sie!“ stieß Felix gutmütig heraus.

Aber der Mann gab dem Hunde einen Fußtritt und faßte den Knaben an den rechten Ohrlappen. „Ich muß doch bitten,“ hub er mit seiner breiten, rohklingenden Sprache an, „daß solcher Straßenunfug eingestellt wird!“

„Ich habe Sie ja gar nicht gesehen, und ich bin's doch nicht gewesen!“ trotzte der Knabe, dunkelrot im Gesicht, auf und suchte sich aus der festen Klammer zu befreien. Und: „Lassen Sie mich los! Ich sag' es Ihnen: Lassen Sie mich los!“ fuhr er finsterblickend fort und ballte die Faust.

„Ne — ne — ne! Ich habe Dir schon lange was zugedacht,“ eiferte der Mann und setzte die Züchtigung fort.

„Wenn Sie mich nicht augenblicklich loslassen, hetz' ich den Hund auf Sie.“ Und: „Fritjhoff!“ erklang des Knaben Stimme. Der Hund stand bereits da mit geiferndem Munde und heißer, roter Zunge und wartete nur auf einen Befehl seines Herrn. Nun bellte er, sprang wütend gegen Rahn auf und zeigte die Zähne.

Die lauten Töne schallten über die Gasse, und alle Nachbarn steckten die Köpfe zum Fenster heraus.

Jetzt erhob Rahn den Stock gegen das Tier.

„Donnerwetter, wollen Sie endlich los lassen?“ schrie Felix und packte des Gewaltigen Arm.

In diesem Augenblicke öffnete sich auch im Kartheuserschen Hause ein Fenster, und das zarte, ängstlich spähende Gesicht der Frau Doktor erschien.

„Ich ersuche Sie, den Knaben augenblicklich frei zu geben!“ rief sie hinab. „Sie besitzen kein Recht, ihn zu züchtigen. Wenn Sie Veranlassung zur Klage haben, gehen Sie zu meinem Manne. Das aber verbitte ich mir! — Komm, Felix, rufe den Hund!“

Nun glitt Rahns Hand von Felix' Ohr ab, und er wandte den Blick empor. „Das is ja eine Erziehung in Ihrem Haus, wo allens bei aufhört. Auf der Landstraße wird der Bengel endigen, wenn Sie ihm nich Handschellen anlegen!“ schrie Rahn.

Die Doktorin antwortete nicht. Schon hatte sich ihr Gefühl dagegen gesträubt, auf die Straße zu rufen. Als Felix die Treppe hinaufstürmte und rasch auf sein Zimmer eilen wollte, öffnete seine Mutter die Wohnstubenthür und rief:

„Komm herein!“

Aber sie erging sich nicht, wie er erwartet hatte, in Scheltworten, sondern sie ließ sich auf ihren Stuhl neben dem Nähtisch am Fenster nieder und brach in Thränen aus. Sie sagte nichts; kein Wort kam über ihre Lippen.

Der Knabe stand da, halb im Trotz, halb in tiefer Bewegung. Er fühlte in diesem Augenblick, wie grenzenlos er seine Mutter liebte, und heiße Unruhe saß in seinem Herzen, ihr Kummer bereitet zu haben.

Keine größere Qual konnte es für ihn geben, als sie so in ihrem stummen Schmerz zu sehen.

Endlich raffte er sich auf, trat ihr näher und lehnte seinen blonden Knabenkopf an ihr Haupt. „Bitte — sei gut!" flüsterte er, und schwere, zögernde Thränen verdunkelten seine blauen, jetzt fast schwarz erscheinenden Augen.

Aber sie wandte sich nicht wie sonst, wenn er Nachsicht erflehte, zu ihm.

„Stets, fast täglich ist etwas mit Dir, Felix! Das macht mich so grenzenlos traurig. Ein Mensch, der immer und immer nur thut, was ihm gefällt, sich gar nicht zu bezwingen vermag, der ist nicht gut, der ist ein Egoist.

Was hattest Du nun wieder mit dem alten Kahn? Und schämst Du Dich denn nicht, solche Straßenscenen aufzuführen? Alle Nachbarn hörten und guckten zu. In welchen Ruf gelangt unser

Haus! Welche Begriffe von unserer Erziehung muß die Welt bekommen, wenn sie Zeuge von dem ist, was Du fortwährend angiebst! Erst verstopfst Du Rahn's Pumpe, und nun hetzest Du den Hund auf ihn."

„Nein!" unterbrach sie der Knabe, dessen Herz bei den Mahnungen ein banger Schauer schmerzvoller Reue durchzitterte. „Ich hab' das mit der Pumpe nicht gethan. Ich sagte es Papa schon. Es ist Karl Valentini gewesen. Und eben ließ ich Fritjhoff hochspringen, und bei dieser Gelegenheit ward Rahn ohne jegliche Absicht von meiner Seite gestreift. Da riß er mich an den Ohren, der Mensch — der Kerl — der Schuft!"

Die Doktorin schüttelte betrübt den Kopf.

„Welcher Ausdrücke Du Dich bedienst! Rahn ist ein ungebildeter, kleinlicher Mensch, aber ein ehrenwerter Bürger und ein alter Mann. Wie kannst Du solche Worte gegen ihn gebrauchen?"

„Na, ist es denn nicht schuftig, mich ohne Grund, auf bloßen Verdacht hin anzuklagen und wie einen Fünfjährigen an den Ohren zu ziehen? — Ich lasse mir das nicht gefallen! Thut er's noch einmal, so hetze ich Fritjhoff bestimmt auf ihn, oder haue selbst drein."

„Felix — Felix!" mahnte die Doktorin. „Es ist ja schrecklich!"

Jetzt trat er wieder dicht an sie heran, strei-

chelte ihre Wangen, erklärte noch einmal alles und herzte und küßte sie.

„Wenn Du mich nur lieb hast, will ich mich auch ändern,“ flüsterte der Knabe leise. „Bitte, sei gut!“

„Frau Doktor! Es wird geschickt vom Kammerjunker von Thormälen,“ ertönte in diesem Augenblick Lenes Stimme durch die geöffnete Thür.

Nun löste sich Felix von seiner Mutter Brust und stürmte auf sein Zimmer. Das Fenster war geöffnet, und der Knabe schaute hinaus. Im Garten, in der heißen Frühlingsluft reckten sich die schneeblütigen Obstbäume unbeweglich auf dem grünen Rasen empor und trugen, gleichsam in selbstbewußter, feierlich stummer Ruhe die schwere Last ihrer Schönheit. Aus der braunen Lohe der Beete guckten die kraftvollen Erdbeerpflanzen mit ihrer weißen, zackigen Blütenzier hervor, und an den dunklen Zäunen standen die kleinen Spalier-Bäume mit ausgebreiteten Armen und rosaschimmernden Knospen.

Und über die Büsche und Bäume und über die angrenzenden Wiesen hinweg blieb das Auge haften auf dem Silberbande des Flusses, auf dem die Sonne mit ihren flimmernden Lichtern spielte, deren heller Glanz die schneeigen Leiber der Möven in noch zarterem Weiß erscheinen ließ.

Auch heute drang das melancholische Geschwirr

der Tiere vom Berge her, und ein von dem Grün der Insel und dem Hellblau der Flut dunkel abstechender Fischerkahn glitt eben langsam an dem mit hohem Schilf bewachsenen Ufer vorüber.

Der Knabe wich vom Fenster zurück und ließ sich an seinem Tisch nieder. Er wollte Karl Valentini heute absagen; der Arbeitseifer ergriff ihn, die Sucht, sich einzuspinnen in seine Einsamkeit, zu ordnen, zu registrieren. Die Käfer und Schmetterlinge mußten einmal neu aufgesteckt werden. Kampfer fehlte, aber auch — Geld. Und bei dieser Erinnerung gingen seine Gedanken zu allerlei kleinen Dingen, die er sich anschaffen wollte, und die sein Zimmer verschönern sollten. An dem Bücher-Repositorium waren einige Zacken der grünen Staubschützer abgestoßen, ein Bild mußte neu eingerahmt, ein Band von Schillers Gedichten neu gebunden, das Tagebuch nachgeholt werden.

Bei dem letzteren fiel Felix Minna Jahn ein. Mit den guten Entschlüssen und Vorsätzen waren weichere Gefühle über ihn gekommen, und die Sehnsucht nach dem Mädchen durchdrang sein Knabenherz. Wie die blonden, ein wenig ins Rötliche spielenden Flechten über der Schulmappe gelegen hatten, wie sie die Füße gesetzt, wie hinreißend trotzig der Ausdruck in ihren Mienen gewesen! Wie war sie doch überhaupt schön und liebreizend! Er wollte sich auch wieder mit ihr aussöhnen. —

Rasch sprang er empor und öffnete seine Kommode. In einem kleinen Kasten befanden sich da allerlei Erinnerungen, auch die Locke von Minna. Felix nahm sie hervor, fand ein gelegentlich in den Kasten gelegtes und in Vergessenheit geratenes Stück Chokolade, steckte es in den Mund, sog langsam daran und betrachtete unterdessen die seidenen Haare. Dann küßte er den kostbaren Schatz und schloß ihn wieder ein.

Allmählich aber kamen ihm auch wieder sehnsuchtsvolle Gedanken nach Freiheit, nach Ablösung von jeglichem Zwang, der Wunsch, sich draußen zu tummeln. Er stellte sich vor, wie schön es nachmittags in der Natur sein werde. Er hörte im Geiste das muntere Rauschen der kleinen, hellschimmernden Bäche, die an einsam gelegenen Knicken sich entlang wanden, sah die herrlichen, grünen Wiesen ausgespannt, ließ sich mit Karl an stillen, kühlen Plätzen nieder, sog den Duft des Landes ein und lauschte dem Summen der Bienen und anderer Tiere, welche die Luft bevölkerten.

Der Knabe stand auf und reckte sich, ordnete in zerstreutem Sinnen die Reihen der Bücher in seiner kleinen Bibliothek, schob die weniger gut gebundenen in die hinterste Reihe, stäubte ab, putzte seinen Schreibtisch, freute sich an dem zierlichen Tintenfaß, am roten Federwischer, an der

grünen Stahlfederschachtel und an anderen kleinen Dingen, die lebhafte Farben trugen. Dann räumte er in seiner Schreibmappe auf, schnitt das unbeschriebene Papier von Briefen und Kladdebüchern ab, legte es an einen besonderen Platz, zupfte an der Tischdecke, strich den Staub fort, erhob sich, um aus der Entfernung den Gesamteindruck in sich aufzunehmen, und machte vergnügte Augen. Die Freude am Besitz, an Schönheit und Ordnung durchdrang ihn.

Endlich ertönte die Klingel zu Tisch und Felix eilte, vorher Geordnetes noch einmal mit seinen Blicken überfliegend, die Treppe hinab.

Nach beendeter Mahlzeit ward der Knabe zu seiner angenehmen Überraschung von seiner Mutter beauftragt, zu Fräulein Betty hinüberzugehen, Lektüre zu holen und sie zu einer Gesellschaft einzuladen.

Mitten durch das kleine Truelsensche Giebelhaus zog sich ein mit Steinfliesen belegter und allzeit von dem Duft Hoffmannscher Tropfen durchwehter Gang, der zu dem Hof und Garten führte. Links von dem letzteren waren zwei Gemächer, die Fräulein Betty mit ihrer kranken und von ihr aufopfernd gepflegten Schwester bewohnte. Rechts befand sich das merkwürdige „Institut,“ in dem es penetrant nach alten Büchern roch, und in welchem eine peinliche Sauberkeit herrschte.

Betty setzte eine große Hornbrille auf, wenn sie in ihren Schätzen suchte, und sie war so gewohnt, daß trotz aller Sorgfalt Staub auf ihren Leihbibliothekbüchern ruhte, daß sie nicht nur den einen gewünschten Band, sondern auch den daneben stehenden hervorzog und sie beide mit lautem Geräusch aufeinanderschlug. Die Kundschaft sah dann eine kleine Staubwolke aufwirbeln und hustete nicht selten unwillkürlich. Und Betty hustete dann auch und sagte regelmäßig: „Ein schönes Buch! Ein sehr schönes Buch!"

Als Felix die Hausthür mit der laut tönenden Klingel öffnete, steckte die kranke Schwester den blassen Kopf zum Zimmer heraus und sagte kurz: „Rechts, Kind! Betty kommt sogleich!"

Felix kannte schon der Schwester nervöse Art und folgte ohne Empfindlichkeit ihrem Gebote. Bald erschien auch Betty. Auf ihrem Gesicht lag, wie immer, wenn es sich um „Geschäfte" handelte, eine leichte Wolke. Namentlich war dies morgens der Fall, da sie nicht nur das „Institut" wahrnahm, sondern auch im Hause waltete und hier alles mit einem kleinen Laufmädchen in Obacht nahm, während ihre Schwester tief zusammengesunken, lesend und Medizin nehmend, im Wohnzimmer im Lehnstuhl saß.

„Guten Tag, Betty!"

„Guten Tag, Felix!"

„Mama läßt bitten. Sie hat hier einige Nummern aufgeschrieben. Sind sie zu Hause?"

„Nein, ich seh' schon. Die hat gestern die Kanzleisekretärin Übernath mitgenommen. Ich will sie aber, wenn sie wiederkommen, für Deine Mama zurücklegen."

„Für den Fall soll ich um diese Nummern bitten," ergänzte Felix und reichte Betty einen anderen kleinen Zettel.

„Ich will einmal nachsehen, ob die zu Hause sind."

Während Betty mit ihren steifen Gliedern weiter hinten in dem länglichen, bis an den Hof reichenden Raum eine kleine Leiter bestieg, ward die Thür aufgeklinkt.

„Ist jemand da?" forschte Betty laut.

Keine Antwort, auch von Felix nicht, da er in der Gegend der Räuberroman-Bibliothek nach einem noch nicht gelesenen Bändchen herumsuchte.

„Dag, Fräul'n!" rief nun eine Stimme mit scharfer Betonung.

„Wer?" stieß Betty hinter den Bücher-Regalen hervor und warf durch die Hornbrille einen vergleichenden Blick auf Zettel und Büchertitel.

„Ik bünt, Fräul'n."

„Ach Felix, sieh einmal nach, wer es ist!"

Aber schon machte die Fremde sich selbst deutlicher bemerkbar. „Schöne Spickaal gefällig — frische Spickaal, Fräul'n?"

Aber statt zu antworten, rief Betty, die schlecht hörte, Felix von der Trittleiter zu:

„Jawohl, Nummer 971 ist da! »Treue Herzen« von Amalie Bölte. Willst Du das mitnehmen?"

„Ja. — Es ist eine Frau mit Spickaal."

„Nein, nein, ich will keine, Sophus!" rief Betty, die Verkäuferin beim Zunamen nennend. Und fortfahrend: „Also, willst Du »Treue Herzen«, Felix?"

„Denn villicht geröferte Hering, Fräul'n? Schöne, fette, billig!"

Betty stieg nun von der Leiter herab und trat, halb ungeduldig, halb geneigt zü einem Handel, auf die Frau zu.

„Wie viel kosten die Heringe?" fragte sie in einem Tone, in den sich schon von vornherein ein Vorwurf über den teuren Preis mischte.

Die alte Frau Sophus, die fortwährend einen Nasenton von sich gab, als ob sie Schnupfen habe, gab Antwort.

„Viel zu teuer!"

„To dür? Ach, denn nehmen Se mi de beiden letzten Spickaal af. Sehn Se, wo schön; dat Fett löpt an de Swanſ herut — Blots twee Schilling dat Stück!"

„Darf ich dieses Buch mitnehmen?" fiel jetzt Felix ein.

„Ja, Kind, warte! Ich muß noch die Nummer notieren.“

„Na, Fräul'n, dörf ik en paar Hering oder de Spickaal in de Kök afleggen?“

„Ich sollte auch noch bitten, ob Sie und Fräulein Bertha übermorgen zum Thee kommen wollten. Wir haben eine Gesellschaft,“ sagte nun Felix, einerseits, um schnell abgefertigt zu werden, andererseits, um gut Wetter zu machen.

Diese unerwartete und Betty im höchsten Grade willkommene Einladung hatte zur Folge, daß weder geräucherte Heringe noch Spickaal gekauft wurden, vielmehr Betty die Alte kurz auf einandermal vertröstete und Felix näher ausfragte.

„Große Gesellschaft, Felix?“

„Nein! Mittel!“

„Wie viele Personen?“

„Circa zwei und zwanzig.“

„So? Über zwanzig? Wer ist eingeladen?“

Felix gab Antwort, und Betty flocht ihre Sätze ein. „Ah, die auch? Alle drei? Der Doktor allein? Und Webers? Lotte Weinholz auch? So, so. Das ist nett. Vielen, vielen Dank und viele Grüße! Ach, Deine Mama ist so gut, Felix! Immer denkt sie an andere! Hast Du auch die Bücher? Und den Roman für Dich? Welche Nummer? Schön! Na, adieu, Felix. Meine Schwester kann ja leider nicht teilnehmen. Das

weiß Deine gute Mama. Und, nicht wahr, Du nimmst das schöne Buch recht in acht? Neulich hatte der Band, es war »Liebe ohne Strümpfe«, einen Kaffeefleck."

Das ‚schöne Buch' in einem traurig verkommenen Einband, mit unzähligen, dunklen Fingerspuren auf jeder einzelnen Seitenecke, und im Text mit spöttischen Bemerkungen von seiten der Leser versehen, war ‚Urach, der Gräßliche, oder der Hungerturm'.

Urach, der Gräßliche, war augenscheinlich schon zweimal beim Buchbinder gewesen. Freilich hatte er bei der letzten Nachhülfe keinen Pappendeckel erhalten, sondern war nur mit einem neuen Umschlagpapier beklebt worden. Spitze Ecken waren nicht mehr vorhanden; der Buchbinder hatte sie abgerundet und mit Marmorpapier versehen; zudem fehlte der Titel des zweiten Bandes ganz.

Betty hatte nun, statt einen mit Tinte geschriebenen Titel in denselben einzukleben. diesem Bande die Katalognummer des ersten, und dem ersten die Nummer des zweiten gegeben. Als Felix sie nach einigen Tagen bei der Wiederablieferung darauf aufmerksam machte, erwiderte sie, dies sei absichtlich geschehen.

„Sieh, Felix. Wenn jemand den ersten Band vermutet und den zweiten Teil aufschlägt, aber wegen des fehlenden Titels nicht weiß, welches

Buch er vor sich hat, greift er natürlich nach dem ersten Bande, und dann findet sich die Sache zurecht, und es kann nie ein Irrtum entstehen.“

Felix dachte lange über diese tiefsinnige Rede Bettys nach, aber es wollte ihm nicht gelingen, dem Gedankengang ihres erhabenen Geistes auf die Spur zu kommen.

Achtes Kapitel.

Es war Abendzeit. Dagmar saß neben ihrer Mutter im Speisezimmer. Der Stadtrat hatte sich nach dem Essen in den Bürgerklub begeben. Minna war bereits zur Ruhe gegangen, und Eduard am Morgen nach Hamburg abgereist. Der Raum war durchweht von dem feinen Duft des Thees und von dem Hauch blühender Rosen, die im Nebenzimmer ihren belebenden Atem ausströmten.

Den Tisch hatten die Mädchen sauber abgeräumt; nur die weiße Damastserviette war liegen geblieben und wurde von der Lampe hell beleuchtet.

Anfänglich ward zwischen den eifrig Arbeitenden nicht geredet. Dann aber nahm die Stadträtin das Wort und sagte:

„Wollte Gott, daß Eduard die Stellung in Hamburg erhielte! Dies halbe Arbeiten ist ein

Unglück für ihn! Er weiß nichts mit sich anzufangen und kommt dadurch in eine verkehrte Stimmung. Papa ärgert sich über das Faullenzerleben, und die Reibungen hören nicht auf."

Es konnte nicht auffallen, daß sich Frau Jahn in solcher Weise gegen Dagmar aussprach. Der letzteren Reife machte es begreiflich, daß Dinge mit ihr besprochen wurden, die sonst dem Ohr der Kinder vorenthalten bleiben.

Aber als Dagmar eben eine Antwort erteilen wollte, trat das Mädchen ins Zimmer und meldete, daß Christian Ohlsen draußen sei und die Stadträtin gern noch sprechen möchte.

Ja, er solle kommen! — Christian Ohlsen trat etwas verlegen herein und drehte seine Mütze, die sonst nie von seinem Kopfe kam, in der Hand — Christian Ohlsen war mittelgroß, ging allzeit in dunkler Weste und blaugestreiften Hemdärmeln, hatte einen breiten, muskulösen Körper und das Gesicht eines Schiffskapitäns. Ursprünglich war er Heilgehülfe, später aber mehrere Jahre zur See gewesen. Er hatte eine lange, magere, etwas kränkliche Frau, die vor der Heirat Kammerjungfer in einem fürstlichen Hause gewesen war. Sie besaß einen sanften Charakter, hatte ihm ein hübsches, kleines Verwögen mitgebracht und liebte ihren ehrlichen Ohlsen zärtlich.

„Entschuldigen Sie, Frau Stadtrat, — hub

Ohlsen an und schob nach seiner Gewohnheit die Zunge an die linke Backe, als ob er dort einen Kitzel verspüre, — „daß ich Ihnen störe. Herr Eduard hat mir eben telegraphiert, daß er im Kontor seine Brieftasche vergessen hat, seine Brieftasche mit zweihundert Mark, und daß ich ihm die gleich schicken sollte. Sie ist aber nicht da, und die Herren können nichts sagen.

Nu weiß ich nich, was ich machen soll. Herrn Stadtrat wollte ich lieber nich mit so was kommen, und doch muß Herr Eduard Geld haben. Sollte die Tasche vielleicht in Herrn Eduards Zimmer liegen oder in einen Anzug stecken? Ich wollte bitten, daß Sie mal nachsehen."

„Natürlich — gleich!" erwiderte Frau Jahn besorgt. „Geh', Dagmar, nimm ein Licht und forsche genau nach."

Als Dagmar das Zimmer verließ, trat Ohlsen mit langsamen Schritten ganz dicht an die Frau heran und sagte:

„Frau Stadträtin! Ich bin eigentlich recht bedrückt! Es sitzt hier etwas, was ich gern mal heruntersprechen möchte. Aber ich trau mir doch nich."

„Nun, reden Sie nur, guter Ohlsen; ich werde nichts ausplaudern," entgegnete die Frau freundlich und arglos.

„Na, denn ganz frisch von der Leber weg,

Frau Stadtrat. Es heißt in der Stadt, daß Herr Stadtrat nich gut stehen soll. Onkel Fritz soll erzählt haben, er könnte die Steuern nich einkriegen, und von Wechseln und so was ist die Rede. Wenn das mit die Steuern richtig sein sollte, wollten Frau Stadtrat nich Herrn Stadtrat bitten, die zu berichtigen, damit den dummen Gerede ein Ende gemacht wird? Ich kann so was nich anhören und halte es auch für meine Pflicht, — so unbescheiden es ist, — Frau Stadtrat alles zu sagen. Eisberg erzählte ich davon, und er meinte, er dürfe sich nich einmengen. Herr Stadtrat würden sehr ungemütlich, wenn man sich in seine Sachen mischte. Aber er sagte auch zu mir vertraulich, daß Herr Stadtrat Sorgen hatten, und das thut mir nun so schrecklich leid! Ich kann gar nich darüber schlafen, und meine Frau auch nich! Es kommt mir ja nich bei, aber ich meine, Herr Stadtrat ist viel zu gut, und was man so sagt: viel zu »rief« in alles. Er kann nich nein sagen. Und der große Hausstand und allens, — die vielen Leute. Ich will niemand zu nahe treten, aber ich wollte der erste sein, der sagte: Herr Stadtrat, wenn es zu viel ist an Lohn, so müssen wir weniger nehmen.

Sagen mir Frau Stadtrat, daß ich sehr unrecht thue, mir nich bloß um meine Sachen zu kümmern. Aber meine gute Frau meinte auch,

ich sollte mal mit Ihnen sprechen thun, daß Sie allens zum guten lenken. Sollte nicht Fräulein Guldang Herrn Stadtrat beispringen können? Nichts für ungut!“

Die Stadträtin hatte sich bei Christian Ohlsens Rede zurückgelehnt und seiner Rede still und stumm zugehört. Sie unterbrach ihn nicht einmal. Nur bei den Äußerungen von Opferwilligkeit trat etwas Nasses in ihr Auge, und als er nun geendet, bewegte sie mit sorgenvoller Schwermut das Haupt und sagte:

„Sie sind ein braver, treuer Mensch, Ohlsen. Wie sollte ich Ihnen wegen Ihrer Offenheit zürnen! Weiß ich doch, wie Sie es meinen! Und ich danke Ihnen; ich werde mit meinem Manne sprechen. Treten Sie aber allen diesen Gerüchten entgegen. Ich kann Ihnen sagen, daß das Haus Jahn & Comp. feststeht, und nur Neid und Mißgunst reden. Ah, mein Schwager erzählt solche Dinge? Es ist unerhört!“ murmelte sie in zerstreutem Sinnen.

In diesem Augenblick kam Dagmar zurück und meldete, daß sie keine Geldtasche gefunden habe.

„Hier!“ entschied Frau Jahn und ging an ihren Schreibtisch. „Schicken Sie diese fünfzig Mark mittlerweile an meinen Sohn. Eisberg kann's morgen früh mit erster Post besorgen. — Und meinem Manne wollen wir vorläufig nichts sagen,

Ohlsen! Die Tasche muß sich ja finden, und wenn nicht, ich will neue Verstimmung verhüten.

Guten Abend, lieber Ohlsen. Wie ist's mit den Georginen? Haben Sie sie sortiert?"

Der Alte gab Antwort, nickte und ging.

Als sich die Frauen nach Ohlsens Fortgang wieder gegenübersaßen, wollte Dagmar noch weiter über die vermißte Geldtasche sprechen, hielt aber inne, da sie sah, daß ihrer Mutter langsam die Thränen auf die Stickarbeit fielen.

„Mama, meine liebe Mama, was ist?" forschte das Kind, sprang empor und beugte sich zu der Frau herab.

„Nichts, nichts, Dagmar! Mir ist heute so seltsam ernst und traurig zu mute, ohne Grund, ohne eigentlichen Grund, denke ich."

„Denkst Du, Mama?"

Frau Jahn antwortete nicht. Sie ließ die Arbeit fallen, zog ein Tüchlein hervor und suchte ihre Augen zu trocknen.

„Sag, Dagmar, welchen Grund gab Onkel Stadtkassierer neulich an, daß er an unserer Gesellschaft nicht teilnehmen wolle? Du sagtest, er habe sehr verdrießlich abgelehnt. Schon früher wollte ich Dich fragen und vergaß es. Hat er Äußerungen über Papa gemacht?"

Dagmar sah ihre Mutter erschrocken [illegible] zögerte mit der Antwort.

Frau Jahn erhob den Blick und forschte in ihrer Tochter Angesicht. — „Nun, Dagmar?“

„Er sagte sehr viel Unangenehmes, Mama. Ich hab' es Dir und Papa absichtlich verschwiegen. Ich wollte Euch keinen Kummer machen.“

„Erzähle mir alles, Dagmar. Es ist besser, sogar notwendig, denn Ohlsen hat mir eben Dinge berichtet, die beweisen, daß Dein Onkel sich nicht scheut, allerlei elendem Geschwätz Nahrung zu geben. Also berichte mir, was er gesprochen hat.“

Da Dagmar nunmehr eine Aufforderung zum Reden erhalten hatte, teilte sie ihrer Mutter das ganze Gespräch, das zwischen ihr und dem Onkel stattgefunden, mit.

„Er stand am Fenster und trommelte an den Scheiben!“ schloß sie. „Ich aber sagte ihm, daß ich sein Haus nicht wieder betreten würde, so lange er nicht die Beschuldigungen gegen Papa zurücknähme.“

Anfänglich schwieg die Frau mit den sanften Mienen; dann aber bewegte sie langsam das Haupt uud sagte:

„Die Menschen haben wohl ein gewisses Recht zum Tadel. Und so hat es auch Dein Onkel. Aber, wenn Brüder nicht Schulter an Schulter … was soll dann in der Welt werden!

… as ich Deinem Vater davon erzähle, weiß … och nicht. Natürlich hast Du niemandem

von diesem Gespräch etwas mitgeteilt, Dagmar? Verschließe es in Dir, und laß Dich auch nicht beirren. Dein Vater ist ein Ehrenmann. War er in seinem Leben allzu gut, und hatte er eine zu offene Hand, so wird ihm der Himmel das so nachsichtig vergeben, wie anderen Menschen andere kleine Schwächen."

Dagmar schwankte, ob sie sich ihrer Mutter eröffnen solle. Aber gerade der Kummer, den dieselbe empfand, nötigte sie zu einem Bekenntnis.

„Ich habe allerdings einer Person von der Sache gesprochen, aber bei ihr weiß ich das Gesagte gut aufgehoben. Auch löste sie meinen Zweifel, ob ich Dir das Gehörte mitteilen sollte. Sie riet dazu, und wenn Du mich nicht gefragt hättest, würde ich es Dir heute abend von selbst gesagt haben."

„Und wer war's?" fragte Frau Jahn sich zurücklehnend, und sah ihre Tochter mit einem ruhig fragenden Blick an.

„Doktor Adler! Ich sag Dir ein andermal, wo ich ihn sprach, und wie es so kam —" setzte Dagmar zögernd an.

Bei Nennung des Namens traten abermals Thränen in die Augen der Frau, sie überging zu Dagmars Beruhigung den Schlußsatz und gab auch nicht gleich eine Erwiderung.

„Sag', mir, liebe Mama, war's nicht richtig?

Und glaubst Du, daß Papa große, nicht zu überwindende Sorgen hat?“ forschte Dagmar, durch ihrer Mutter erneute Trauer erschreckt. „Ich bin seit dem Besuch bei Onkel Fritz so bedrückt, daß ich, wie Du, immer weinen könnte.“

„Vertrauen wir der Zukunft, mein gutes Kind!“ entgegnete die Frau sanft ausweichend. „Und jetzt geh' schlafen! In der Jugend hat man noch diesen unvergleichlichen Tröster, und man soll ihn nützen! Er flieht nur allzu bald, wenn man älter wird. Wache Nächte und Thränen waren allzeit des Schmerzes Paten. — Nein! Daß Du Dich Doktor Adler anvertrautest, tadle ich nicht! Er ist ein Ehrenmann und wird Deine Offenheit nicht mißbrauchen. Und nun geh, meine liebe Dagmar, und denke, daß alles noch gut wird.“ Und Dagmar, nun auch durch ihre Mutter beruhigt und endlich in ihrem Herzen besänftigt, küßte Frau Jahn auf die Stirn und verließ mit ihrem leichten Gang das Zimmer.

Neuntes Kapitel.

Am folgenden Vormittag begab sich der Stadtrat zu seinem Bruder Fritz.

Er hatte versäumt, seine Frau ins Vertrauen zu ziehen, und es war ihm nun lieb, daß er nicht mit ihr gesprochen. Auch den Schritt beim Stadtkassierer wollte er in aller Stille unternehmen. Gelang ihm seine Absicht, um so besser; mißglückte sie, so wollte er die Enttäuschung allein tragen. Er hatte überhaupt fast nie mit seiner Frau über Geldangelegenheiten geredet. Freilich, zum Schaden für sich und für sie beide!

Onkel Fritz saß, die Füße mit Strohpantoffeln bekleidet, vor seinem Schreibtisch und hatte ein großes Rechnungsbuch vor sich. Die Pfeife dampfte, und ein säuerlich dumpfer Geruch erfüllte das Zimmer. Ein Bürger wartete auf das Quittungsbuch über eben gezahlte Abgaben. In den Vormittagsstunden zwischen neun und ein Uhr nahm

Fritz Jahn die letzteren entgegen, notierte, was zu notieren war, und reichte dann meist lautlos, und ohne die zwischen seinen feuchten Lippen schwankende Pfeife aus dem Munde zu nehmen, das Buch zurück.

Das „Morgen, Fritz," welches Eduard stark betonend hervorstieß, beantwortete er auch nur durch ein stummes Nicken des rasch erhobenen und eben so rasch und mürrisch wieder der Arbeit zugewendeten Kopfes.

Eduard Jahn knüpfte, während Fritz beschäftigt war, mit dem harrenden Bürger, einem kleinen Handwerker, ein Gespräch an, machte, wie immer, seine Scherze und trat ans Fenster, als nun der Stadtkassierer sich langsam auf seinen Strohpantoffeln erhob und jenem das Buch über einen dem Eingang nahestehenden Tisch hinüber wortlos zuschob. Ein „Empfehl' mich, meine Herren" ertönte, und die beiden Brüder waren allein.

„Hast Du das Quittungsbuch mitgebracht?" fragte Fritz, seinen stummen Gruß von vorhin durch ein abermaliges leichtes und gleichgültiges Nicken ergänzend und sich alsbald wieder zu seinem Schreibtisch wendend.

„Es handelt sich heute nicht darum, Fritz! Oder sollte die Stadt deswegen ins Wanken geraten?" erwiderte Eduard Jahn, sich mit spöttelnder Miene auf einen Stuhl niederlassend.

„Nein, die Stadt nicht, aber Dein Kredit, der ohnedies nicht mehr viel einzubüßen hat!“ entgegnete der Stadtkassierer, indem er mit dem Zeigefinger in den einen feinen Staub aufwirbelnden Pfeifenkopf fuhr und die schwachen Funken in der Asche durch starkes Paffen zu beleben suchte.

„Laß doch die ewigen Spitzen und Übertreibungen, Fritz,“ fiel der Stadtrat unwirsch, aber doch mit einer gewissen Milde im Ton ihm ins Wort. „Und sag' mal, Fritz, ich komme zu Dir in einer Angelegenheit, die ernster Natur ist. Würdest Du Dich wohl entschließen, mir ein größeres Kapital ins Geschäft zu geben?“

Fritz riß die wasserblauen Augen unter den starken, hellen Brauen auf und schob die Unterlippe an die gelben Zähne. Die den Jahns eigentümliche große Nase, die bei Fritz in ein scharfes, rötlich angehauchtes Dreieck auslief, schien sich noch stärker zu färben, und ein Ausdruck höchster Überraschung malte sich in seinen Zügen.

„Na, das sollte mir grade noch fehlen,“ warf er dann hin und nahm für Augenblicke die Pfeife mit der graugebissenen Kernspitze aus dem Munde.

„Ah!“ machte der Stadtrat langgezogen und empfindlich. Aber sich sogleich wieder bezwingend, trat er seinem Bruder näher und legte die Hand auf dessen tief herabgebeugte Schulter.

„Was haben wir davon, Fritz,“ hub er ernst,

fast weich an, „wenn wir uns in solcher Weise gegenübertreten? Seit Jahren schon wollte ich mit Dir sprechen und Dich fragen, was Dein Gemüt so verhärtet hat? Ist es nicht unnatürlich, daß Du Dich so gegen mich stellst? Was that ich Dir zu leide? Sag'! Sprich Dich einmal aus, und laß uns versuchen, die alte, stumme Fehde zu begraben."

„Natürlich, wenn Du Geld haben willst, ziehst Du die Krallen ein," entgegnete der Stadtkassierer und sah seinen Bruder scharf und mit einem bösen Blick an. „Und was ich gegen Dich habe? Nun, ich denke, das bedarf keiner Auseinandersetzungen. Dein Komödiantentum, Deine Prunksucht, Dein Hochmut und Deine unwürdigen, witzelnden Albernheiten, durch die Du Dich dem Gespött der ganzen Stadt schon lange ausgesetzt hast, sind mir in der Seele zuwider. Jawohl, jawohl! Ich wußte lange, daß es so kommen würde! Den guten Namen Jahn wirst Du zu schanden machen! Ein Bankerott, wie ihn die Provinz seit Jahren nicht erlebt, wird das Ende sein!

Da giebst Du Gesellschaften und richtest Dein Hauswesen wie ein Millionär ein, aber die Steuern kannst Du nicht zahlen. Deine Kinder erziehst Du wie Prinzen und Prinzessinnen, Dein Eduard ist ein hochmütiger Faullenzer, die Dagmar eine

eitle Zierpuppe und die Minna wächst wie ein Ärgernis erregender Bube auf.

Nein, nicht einen Pfennig gebe ich her, nicht einen Pfennig, um den Unfug noch weiter zu unterstützen, der bei Euch im Hause getrieben wird. Alles Schein und Widersinn, Lüge und Äußerlichkeit! Aber die Welt weiß wohl zu unterscheiden zwischen soliden Menschen und zwischen —"

„So!" unterbrach Eduard Jahn seinen Bruder, packte ihn an den Schultern und drückte ihn in seinen Arbeitsstuhl nieder. „Nun ist's genug mit dem Gift, daß Du ausspeiest. Man könnte wirklich glauben, das ganze Raisonnement habe einen reellen Hintergrund. Thatsächlich ist's nur fressender Neid, der aus Dir spricht.

Ehre des Namens unseres seligen Vaters? Was bist Du, um aller Heiligen willen, denn auf der Welt? Ein verdrießlicher, hämischer, filziger, herzloser Egoist, der sich mit seinen Subaltern-Schreibereien den Himmel zu verdienen glaubt, während jeder Advokatenskribent das ebenso gut machen könnte!

Also Deinetwegen würde sich unser verstorbener Vater nicht eben in die Brust werfen. Aber er würde sich wundern, daß ein Mann, der es nicht verstanden hat, sich die geringste Freundschaft zu erwerben und nicht das Zipfelchen irgend einer Beachtung in der Welt zu erringen,

über andere urteilt, als seien sie der Abschaum der Menschheit!

Behalte Dein Geld! Auch will ich Dich nicht daran erinnern, daß ich es war, der Dir auf Deine Bitten den Posten verschaffte, den Du jetzt bekleidest. Lüge? Du stelltest Dich damals, als ob Du verhungern müßtest. Entweder hattest Du Dein schönes Erbteil für nichts in Hamburg verthan und verdientest wahrlich keine besondere Bewunderung, sondern höchstens jenes Mitleid, das man auch dem Schuldigen nicht vorenthält, oder es war noch in Deinem Besitz, und die Worte Schein und Unwahrheit, die Du mir zuschleuderst, treffen Dich selbst zu Deiner Schande. Es waren genug verdienstvolle und brave Bürger vorhanden, die vor zehn Jahren nach der Stelle aussahen.

Niemals bin ich Dir zu nahe getreten, mein Haus habe ich Dir geöffnet wie dem besten Freunde. Das ist kein Verdienst, es war selbstverständlich. Aber Du bist mir von jeher mit kleinlichem Neide, mit Argwohn, Mißtrauen und unerhörter Herzlosigkeit begegnet.

Glaubst Du, wenn sich Deine Prophezeihung an mir erfüllt, daß Du den Menschen ein Wohlgefallen sein wirst? Mit Fingern werden sie auf Dich zeigen und rufen: »Das ist der herzlose Geizhals, der seinem Bruder helfen konnte, aber ihn lieber hungern ließ, als ihm die Hand zu reichen!«"

„Ja — ja — ja!“ schrie Fritz Jahn, dem bei seines Bruders Rede fast der Atem vergangen war, emporspringend. „So wird und soll es sein! Und nun, Herr Stadtrat Jahn, da ist die Thür! Eher hacke ich mir beide Hände ab, als daß ich für Dich und Deine Sippe auch nur einen Schilling hergebe.“

Damit wies er bebend vor Wut mit der Pfeifenspitze zum Ausgang und ward erst von seiner Aufregung befreit, als der Stadtrat, bleich und traurig den Kopf bewegend, das Zimmer verließ.

Als Jahn an dem Krämerladen unten im Hause vorüberkam, goß Frau Perleberg eben einem wartenden Kunden Syrup in den Krug und grüßte und nickte bei des Stadtrats Anblick, als ob sie bei dieser Beschäftigung nicht sprechen könne. Dann aber das Gefäß absetzend und rasch mit einem unter dem Ladentisch hervorgezogenen Tuch einige herabgefallene Tropfen des Saftes abtrocknend, sagte sie:

„Guten Tag, guten Tag, Herr Stadtrat! Einmal bei Ihrem Herrn Bruder gewesen? Na, das ist ja eine seltene Ehre.“

„Ja wohl, ja wohl!“ spottete der Mann. „Syrup unten, Syrup oben! Wir haben uns einige Süßigkeiten gesagt.“ — Die Frau forschte in seinen Mienen, aber der Stadtrat ging rasch auf anderes über.

„Was macht die schöne Schwester der wunderhübschen Frau Perleberg?“ fragte er neckend.

„Immer müssen Herr Stadtrat doch Spaß machen,“ lachte die Frau und sprach das vorletzte Wort so breit, als ob es drei a statt eines habe. „Na, danke, es geht ihr ja, Gott sei Dank, gut.“ Und sich unterbrechend, zu dem Lehrling gewandt: „Gott, Emil, laß doch den Hund nicht immer durch den Laden galoppieren.“

Nun grüßte der Stadtrat und schritt langsam über den Marktplatz. —

Am Abend ging Eduard Jahn in den Bürgerklub. Es hielt ihn bei seiner Unruhe nicht im Hause. Den ganzen Tag war er sehr schweigsam gewesen, und schon dadurch war Frau Jahns Absicht vereitelt worden, mit ihrem Manne zu sprechen.

Er machte, wie meistens, mit dem Postdirektor von Bolten, Doktor Adler und dem Bürgermeister Caspar seine Whistpartie und rüstete sich früher als die übrigen zum Gehen.

Als er im Flur sich vom Kellner den Paletot anhelfen ließ, trat eins der Klubmitglieder, der reiche und wegen seiner großen Wohlthätigkeit bekannte Graf Caffaroni, der in einem der Nebenzimmer l'Hombre gespielt hatte, ebenfalls heraus und begrüßte den Stadtrat in seiner höflichen, aber stets etwas zeremoniellen Weise.

„So ungewöhnlich zeitig, Herr Graf?" nahm Eduard Jahn das Wort und bot, als er bemerkte, daß jener sich nach Feuer umsah, zuvorkommend seine brennende Zigarre zur Benutzung an.

„Allerdings! Die Luft ist mir heute drinnen zu dumpf! Ich möchte noch einen Spaziergang machen," erwiderte der Graf, reichte, fast überhöflich dankend, das Gebotene zurück und nahm auf des Stadtrats wiederholte Bitten den Vortritt durch die Hausthür.

Als sie, den großen Platz vor dem Hôtel überschreitend, die Straße erreichten, schlug der Graf, ein geborener Franzose, der neben Betty Truelsen in einem kleinen, stillen, rosenumrankten, gleichsam von der Welt abgeschlossenen Hause wohnte, unerwarteterweise denselben Weg wie der Stadtrat ein und begründete dies durch seine vorhin geäußerte Absicht. Er war eine geheimnisvolle Persönlichkeit, mit der sich die Einwohner um so mehr beschäftigten, als man über seinen früheren Wohnort, seine Familie, sein Vermögen und sein Thun und Treiben sich lediglich in Vermutungen zu ergehen vermochte.

Übrigens zeigte sich Caffaroni, ein vornehm gewachsener, unter grauen, buschigen Brauen aus tiefdunklen Augen hervorblickender Mann, der sich bisher im Verkehr mit Jahn nur auf Artigkeitsformen beschränkt hatte, heute ausnehmend zugänglich

und mitteilsam, ja, schien sogar mit seiner Begleitung eine bereits länger gehegte oder ihm plötzlich aufgestiegene Absicht zu verbinden.

Und wirklich war das der Fall. Als sie in die Nähe der Jahnschen Villa gelangt waren, stand er still und sagte:

„Wissen Sie, Herr Stadtrat, für einen größeren Geldposten vielleicht eine gute Anlage? Ich erhalte dieser Tage mit $3^1/_2$ Prozent gekündigtes Geld und möchte es mit 4 bis $4^1/_2$ Prozent unterbringen.“

„Um wie viel handelt es sich?“ fragte der Stadtrat, der alles andere eher erwartet hatte als dies, und dem vor Spannung das Blut in den Kopf schoß.

„Es kommt darauf an! Bis gegen 20,000 Thaler könnte ich belegen.“

„Und auf wie lange?“

„Nun, in der üblichen Weise! Auf halbjährliche Kündigung!“

„Das letztere ist freilich eine schwere Bedingung. Wäre sie nicht, so möchte ich selbst das Geld nehmen, Herr Graf.“

„In der That? Das würde sich ja außerordentlich günstig treffen, Herr Stadtrat. Und über den beregten Punkt ließe sich ja noch sprechen. Wann könnten Sie das Kapital gebrauchen? Und wie denken Sie sich eventuell sonst die Einzelheiten?“

„Ich verstehe nicht ganz, Herr Graf — Einzelheiten?“

„Nun — die Sicherheiten?“

Jahn klopfte das Herz. Durch Verschweigen seiner augenblicklichen Lage konnte er sich wahrscheinlich das Geld sichern. Fritz Jahn würde nicht recht behalten, die Welt nicht triumphieren! So sagte er denn in einem seine Erregung geschickt verbergenden, geschäftsmäßigen Tone:

„Meine Firma würde Ihnen wohl Garantie genug bieten, Herr Graf. Ich gehe gerade mit dem Gedanken einer Kapitalsbeschaffung um und wollte mich eben wegen eines größeren Postens bemühen.

Wenn Ihnen zwei Jahre unkündbar und dann halbjährliche Kündigung recht ist, wäre ich gern bereit, den ganzen Posten, und sogar zu $4^1/_2$ Prozent, zu nehmen.“

„Hm! Aber Wechsel würden Sie mir doch geben, Herr Stadtrat?“ erwiderte etwas zaudernd, jedoch nicht ablehnend, der Graf.

„Selbstverständlich!“

„Welchen Rechtsanwalt haben Sie, wenn ich bitten darf?“

„Doktor Kartheuser ist mein Advokat.“

Nun waren sie an der Jahnschen Villa angelangt. Der Fluß lag, vom Monde beschienen, nicht wie ein stilles Wasser, sondern wie ein sil-

berner Gürtel da. Ruhe und Schweigen ringsum, nur das Geschrei der unruhigen Möven drang durch die stille Nacht.

„Wohl! Gestatten Sie also, daß ich Ihnen meine Entscheidung brieflich mitteile. Doktor Kartheuser ist mir für den Fall der notariellen Ausfertigung sehr recht. Ich kenne ihn, obgleich wir Nachbarn sind, nicht persönlich, aber trage ihm nach dem Ruf, den er besitzt, unbedingtes Vertrauen entgegen.

Noch eine Frage, die ich an Sie als Ehrenmann richte. Verzeihen Sie gütigst. Sie erachten eine bloße Deckung durch Wechsel selbst als genügend?"

„Ich glaube, daß ein Geschäftsmann ein sichereres Pfand nicht geben kann, Herr Graf," entgegnete Eduard Jahn, die eigentliche Frage umgehend.

„Gut! Also Sie werden von mir hören, Herr Stadtrat. Ich danke Ihnen einstweilen sehr. Schlafen Sie wohl! — Ich habe die Ehre."

„So, Fritz Jahn!" murmelte der Stadtrat, während er die Treppe zur Villa erstieg und den Hausthürschlüssel hervorzog. „Nun werden wir ja sehen!"

Und in gehobener Stimmung betrat er das Haus und begab sich zur Ruhe.

Zehntes Kapitel.

Es war an einem Mittwoch um die Mittagszeit.

Felix Kartheuser stand gegenüber bei dem Buchbinder und Antiquar Uz in der Werkstatt. Uz war ein Handwerker, der lieber schwatzte, als sich beschäftigte, immer in Hemdärmeln und mit der Arbeitsschürze umherging und meist aus einer halbkurzen Pfeife einen sehr schlechten Tabak rauchte, mit dessen Geruch sich die Düfte des Kleisters und des Lackes, durch welchen die Lederrücken der gebundenen Bücher ihren Glanz erhielten, vermischten.

Rechts an der Wand der nach dem Hofe gehenden Werkstätte hingen die Stempel für die Bücherrücken, links neben dem Buchbindertisch hatten die hölzernen Schraubpressen ihren Platz.

Eben hobelte der Meister einige Werke, die ihm von Fräulein Betty zum Binden gesandt

worden waren. Er unterbrach aber seine Arbeit, als Felix, der eben vorher Uz' taube Frau beim Eintritt auf den Flur begrüßt und Perle, den Hund, geliebkost hatte, hereintrat und einige Fragen an ihn richtete.

„Fräulein Truelsen sagt mir, daß die zweite Fortsetzung von Dumas' ‚Drei Musketiere' bei Ihnen sei, Herr Uz. Wann liefern Sie sie ab?"

„Nächste Woche, Felix."

„Hm! Haben Sie schon reife Kirschen?"

„Mußt mal nachsehen."

Nun öffnete die Frau die Thür und brachte auf einer Untertasse einige Stücke Theekuchen. — Immer mußten die guten Menschen geben.

„Magst Du, Felix?" fragte sie bei ihrer Schwerhörigkeit überlaut.

Felix nickte.

„Und einige Kirschen sind schon reif."

„Eben fragte ich Ihren Mann darnach," gab der Knabe mit gehobener Stimme zurück.

Sie nickte stumm und ging in die Küche.

„Was macht Mama?" fragte der Buchbinder.

Alle Nachbarn nannten Felix' Mutter Mama.

„Oh, ganz gut."

„Du warst neulich auf dem Theater-Dach. Meine Frau hat sich so erschrocken." Uz wanderte langsam an den Ofen, goß die Pfeife aus, nahm ein Stück Papier, umwand damit den Stiel

des Kopfes und drückte ihn wieder in die Schwammdose.

„Hast Du gehört? Nächste Woche kommen Kunststückmacher bei Valentinis im Theater.“

„Ne, wirklich?“ rief der Knabe lebhaft. „O, da muß ich gleich mal fragen!“ Er ergriff den letzten noch nicht verzehrten Theekuchen, nahm nach abermals eingeholtem, aber unvollkommen ausfallendem Bericht hastig von dem Nachbar, der gar zu gern noch geschwatzt hätte, Abschied, guckte mit einem „Auch noch vielen Dank, Frau Uz,“ in die Küche und schoß über die Straße. Perle rannte hinter ihm her und bellte, aber ein liebevolles „Perle, Perle, komm her, mein Perle!“ bannte den Hund wieder in die Wohnstube der Frau, wo er auf einem schwarzbezogenen, in der Mitte ausgehöhlten Polster seinen Platz hatte. —

Valentinis besaßen eine Konditorei und Gastwirtschaft und waren Inhaber des Stadttheaters. Der Alte, ein kleiner Mann mit dunklen, klugen Augen und spitzem Bart war aus der Schweiz eingewandert, hatte immer viele Pläne und war mit den Einwohnern Föhrdes nie recht warm geworden. Er war eben ein Fremder! Seine runde, norddeutsche Frau war rührig, fleißig und gutmütig und liebte namentlich Kinder. Auch bei ihr war Felix stets ein wohlgelittener Gast.

Die Nachbarn sahen die Kartheusersche Familie als etwas Besseres an, und wenn einmal die Doktorin einguckte, war's ihnen allen eine besondere Ehre.

Felix lief gleich durch das offene Valentinische Haus an dem rechtsseitig befindlichen Laden vorüber auf den Hof. Hier befand sich in einem Zwischenbau die sogenannte Backstube, und in dieser hielt sich jemand auf, der von allem Neuen Bescheid wußte.

Theodor, der Konditorgehülfe, war ein baumlanger Mensch mit impertinent hellblonden Haaren, die auch vereinzelt am Kinn saßen und ihm stark aus den Ohren heraus wuchsen.

Er besaß viel natürlichen Mutterwitz und wechselte im Übrigen zwischen guten und sehr schlechten Launen mit großer Regelmäßigkeit ab.

„Sagen Sie mal, Theodor: Kommen wirklich Schauspieler?" fragte Felix, in die Backstube tretend. „Uz sagte, sie würden erwartet."

„Ne, awer tein Stück Equilibristen ut Kopenhagen!" bestätigte Theodor, indem er eine schwarze Eisenplatte mit heißem Butterteig aus dem Backofen zog. Mit einem Messer hob er die gut geratenen Pasteten von der eisernen Unterlage ab, warf eine schwarzgeränderte, verbrannte auf die Seite und schob einen Teil des Restes noch einmal hinein. Das Gebäck duftete überaus lieblich.

„Sind die Pasteten fertig, Theodor?“ rief nun eine Stimme, und eine Schiebklappe, die in der Wand zwischen Laden und Backstube angebracht war, ward geöffnet.

„Gliek!“ sagte Theodor und setzte sechs Stück auf ein neusilbernes Tablett, das er von einem an der kalkgestrichenen, schwarz durchräucherten Wand befindlichen Regal herabnahm.

„Tag, Fräulein Marie!“ rief Felix der wartenden Mamsell zu und trat an die Öffnung.

„Tag, Felix! Na, was machst Du. Hab' Dich ja so lange nicht gesehen?“

„Ich hatte zu thun. Ich war in Bengalen und habe mit meinem Schmetterlingsketscher Tiger gefangen,“ sagte der Knabe.

„Ach, Du Unsinnmacher!“ lachte Marie freundlich; dann nahm sie die Pasteten und schob die Klappe wieder vor.

„Wissen Sie, wo Karl ist?“ fragte Felix den Konditorgehülfen.

„Ja, er ist im Garten und sucht Würmer. Wir wollen heut nachmittag angeln. Willst Du mit?“

„Vielleicht!“ rief der Knabe und lief fort, um seinen Kameraden zu suchen. Dieser stand an einem abgelegenen, feuchten Platz hinter den Obstbäumen, grub mit einem Spaten nach den erwähnten Tieren, und rauchte dabei eine Zigarre.

Ihr aromatischer Dampf stieg in dunkelblau ringelnden Wolken langsam in die heiße Luft empor.

„Mensch, Du rauchst?“ sagte Felix verwundert und begierig. „Wenn Dein Alter kommt!“

„Der ist heute nicht zu Hause.“

„Bitte, laß mich mal ein paar Züge —“

Karl gab ihm die Zigarre.

„Von wem hast Du die?“

„Von Theodor. — Willst Du heute mit angeln?“

In diesem Augenblick drängte sich Fritjhoff durch den die beiden Gärten verbindenden Zaun und jagte eine weiße Katze. Die Verfolgte floh, kam in langen Sprüngen bis an den Ort, wo die Knaben standen, erkletterte im Nu einen Baum und schaute mit funkelnden Augen hinab.

Fritjhoff aber setzte die Pfoten an den Stamm und heulte. Gleichzeitig ertönte der Silberklang einer Glocke aus der Gegend des Kartheuserschen Hauses.

„Mittag! Komm, essen, Fritjhoff!“ rief Felix, versprach wegen des Angelns Bescheid zu geben und nahm eiligen Laufes denselben Weg in den elterlichen Garten, durch den Fritjhoff gekommen war.

Am Nachmittag, kurz nach dem Kaffee, begab sich Felix, der sich dänische Vokabeln verhören lassen wollte, zu seiner Mutter ins Wohnzimmer.

Er fand sie im Gespräch mit einer alten Frau, begrüßte die letztere freundlich, setzte sich wartend auf einen Stuhl und hörte teilnehmend und mit einem ausgeprägten Gefühl für Komik mit an, was jene sprach.

„Ach! hat mein Johannes sich über Frau Doktor ihre Hose gefreut," sagte die Frau. „Ja, sie war ein büschen lang, aber das that niks. Was unten abfiel, da habe ich mich anderweitig mit installiert. Ach Gott, ja! Man hilft sich, wie man kann. Nu abers soll mein Johannes in die Lehre, und en büschen Unterzeug das hab' ich, aber alles andere —"

Sie stockte.

Die Doktorin lächelte. „Na, liebe Stille, und jetzt soll ich wohl auch mit dem übrigen aushelfen, wie?"

„Ach! wenn Frau Doktor sich ginieren wollten — es war meine letzte Hoffnung! Stille, sagte ich heut morgen zu meinen Mann, Stille, weißt Du, wo ich mir hin attaschiere? Ich geh' wieder nach die Doktorin Kartheuser. Die hilft, wo sie kann! Ja, was Sie die Armen schon alles gethan haben! Der liebe Gott wird es Sie auch hundertfältig proteschieren. Danke, danke — herzlichen Dank!"

„Wo wollen Sie Ihren Johannes hingeben, gute Stille?" fragte Frau Kartheuser, den Wortschwall übergehend.

„Ja, ich weiß es nich, Frau Doktor! Er sollte ja gerne in die Lehre bei einen tüchtigen Handwerker! Denn gelernt hat Johannes was — allens was wahr is! Es is auch en guten Jungen! Ja, der liebe Gott hat mich ein gutes Kind gegeben!"

„Ich weiß zufällig," nahm Felix' Mutter das Wort, „daß der Klempner Blank einen Lehrling sucht. Das könnte ich also vielleicht besorgen."

„Danke, danke! Ach, meine gute Frau Doktorin!"

Ein Thränenausbruch der Rührung folgte.

„Ja, aber etwas anderes, Stille! So kann das nicht weiter gehen! Sie kommen ja nie aus dem Jammer heraus. Hat Ihr Mann denn nun Arbeit? Und trinkt er nicht mehr?"

Die Frau schüttelte in schweren Sorgen das Haupt, sah vor sich nieder und ließ heruntertropfen, was aus den Augen glitt. Endlich sagte sie leise und sich das Naß trocknend:

„Vorigte Woche hatten wir acht Tage niks ins Haus. Mein Johannes fragte, was wir immer bloß Kartoffeln aßen — andere aßen doch auch mal Fleisch und deklarierten sich an so was."

Jetzt erstickten jedoch abermals Thränen weitere Worte. Kummer und Scham übermannten die Frau, und der Korb entfiel ihr. Als Felix eilig emporschnellte und ihn aufhob, küßte die

Alte gerührt seine Hand, die Doktorin aber, selbst bewegt, sagte rasch und entschieden:

„Schicken Sie mir Ihren Mann her. Ich will mit ihm sprechen! Sie aber, Stille, können jeden Donnerstag Essen bei mir holen. Bringen Sie Geschirr mit. Und wegen der übrigen Tage will ich mit meinen Bekannten sprechen. So ist denn erst mal für das Notwendigste gesorgt. Wegen noch fehlender Kleider aber kommen Sie in den nächsten Tagen wieder, und bringen Sie Ihren Jungen gleich mit!“ —

Von Sprechen war nun nicht mehr die Rede, kein Wort kam über die Lippen der Alten, selbst verkehrt angewendete Fremdwörter nicht. Sie bückte sich zu Frau Kartheuser herab, ergriff ihre Rechte, sah ihr ins Auge und ging.

Alsdann begann das Verhören der Vokabeln, die Doktorin sprach vor, und Felix übersetzte. „Der Kummer — die Not — die Armut — die Barmherzigkeit — die Menschlichkeit — die Hülfe — die Dankbarkeit u. s. w. u. s. w.“

„Na, das ging gut, Felix! Du weißt ja heute alles!“

Der Knabe nahm sein Buch wieder an sich und sah seine Mutter mit einem eigentümlich forschenden Blicke an.

„Na, Du Springinsfeld! Was ist's?“

„Ich habe Dich so lieb! Du bist so gut!“

flüsterte er, eingedenk der eben stattgehabten Scene, und umhalste sie stürmisch. —

Am folgenden Nachmittag befanden sich Felix Kartheuser und Karl Valentini in des ersteren Zimmer und waren in sehr eifriger Überlegung. Betty Truelsen hatte tags vorher Felix auf seine Bitten Gurli und Urli gezeigt, auch, um ihn die Eier sehen zu lassen, die brütenden Tiere vom Nest gejagt und die Hoffnung ausgesprochen, daß nunmehr in allernächster Zeit das Brutwerk vollendet sein würde.

Kaum war dies gesagt, als in dem Knaben ein unsinniger Plan reifte, dessen Ausführung er nicht erwarten konnte. Er hatte kürzlich in dem Konditorladen von Theodor angefertigtes Zuckerwerk gesehen, das kleinen, natürlichen Eiern täuschend nachgebildet war. Er beschloß nun, zwei solche Zuckereier den Tieren unterzulegen, dagegen die wirklichen zu entfernen. „Denk' Dir, Karl, den Spaß, wenn Gurli und Urli noch ein halbes Jahr auf den Zuckereiern herumbrüten und nicht begreifen, daß all' ihr Mühen vergeblich ist! Male Dir bloß aus, daß Betty jeden Morgen nachsieht, und die Eier in ewiger Unbeweglichkeit daliegen."

Karl war ganz hingerissen von dieser Idee und brach, wie immer, schon im voraus in Lachen aus.

„Wie willst Du sie aber ins Nest bringen?“ fragte er und wickelte die bereits herbeigeschafften Zuckereier aus einer Düte heraus.

„Ja, dabei mußt Du helfen. Du weißt, nachmittags zwischen vier und fünf Uhr gehen die beiden Schwestern immer bei schönem Wetter in den Garten. Ich war eben schon auf der Straße und sah Betty nicht am Fenster. Sicher machen sie jetzt ihren Spaziergang. Wir treten nun beide auf den Flur, und ich mache mich sogleich ins Wohnzimmer, schiebe die Zuckereier unter und nehme die wirklichen heraus. Hoffentlich können wir fertig sein, bevor Betty aus dem Garten kommt. Überrascht sie uns aber, so trittst Du ins Institut und bittest um ein Buch. Währenddessen schleiche ich mich wieder heraus. Freilich, wenn ihre Schwester auch kommt, ist’s schlimm, aber dann finde ich schon irgend eine Ausrede. Ich kann zum Beispiel sagen, ich hätte Betty im Wohnzimmer gesucht, weil wir Bücher haben wollten.“

Karl Valentinis Augen leuchteten. „Jawohl! Jawohl! So ist’s gut!“ pflichtete er bei.

„Weißt Du,“ berichtigte sich Felix, dessen Herz nachträglich seine Stimme erhob, „eigentlich ist es doch hart für die Tiere, ihnen ihre Eier wegzunehmen! Was meinst Du, wenn ich die zwei bloß hineinschöbe. Betty wird dann morgen er-

zählen, sie hätten während der Brut noch einmal gelegt. Das ist auch lustig. Wie?"

„Ne, ne," riet Karl. „Fix oder nicks! Man nimmt doch auch den Hühnern ihre Eier weg! Werd' bloß nicht sentimental! Und die jungen Tauben sterben doch sicher im Käfig. Ich will Dir etwas sagen. Wir wollen die Eier unseren Kragentauben unterlegen, und die können sie dann ausbrüten."

„Ja, ja, das ist ein famoser Gedanke," rief Felix. „Und nun komm schnell, damit die beiden uns nicht überraschen; komm fix!"

Alsbald stürmten die Jungen die Treppen hinab, begaben sich auf die Straße und schauten zu dem Truelsenschen Hause hinüber. In der That! Bettys Kopf war heute hinter den Blumentöpfen nicht sichtbar. Also vorwärts! Dem Mutigen gehört die Welt! Sie öffneten unter Berücksichtigung der lauttönenden Klingel möglichst vorsichtig die Thür und gingen ohne Zagen vorwärts.

„Bleib hier! Versteck Dich hinter den Schrank," flüsterte Felix. „Nur wenn Betty kommt, trittst Du hervor und bittest dann gleich für Deine Mutter um ein hübsches Buch."

„Ja — ja — Mach nur und laß Dich von den Tauben nicht beißen. Sie sind sehr wütend beim Brüten!"

Alsbald eilte Felix ins Wohngemach.

In banger Unruhe verharrte Karl und schaute ab und zu um die Ecke.

Zum Glück zeigte sich niemand. Alles war still, nur aus dem Zimmer ertönte das laute Gurren und Flattern der Tiere. Felix war also in bester Thätigkeit!

Karl hatte kürzlich ein Bild der Söhne Eduards von England gesehen. Arglos schliefen die fürstlichen Jünglinge, während die Mörder ihr Lager beschlichen. Dieses Bild kam ihm bei Felix' Beginnen wieder ins Gedächtnis. Aber er empfand keine Reue, sondern konnte die Ausführung des Streiches nicht erwarten.

Da hörte er Schritte. Betty kam eilig herbeigehumpelt. Unglücklicher Weise aber knarrte auch gerade die Thür des Wohnzimmers. Felix, der das Werk vollendet hatte, spähte, ob die Luft rein sei.

Rasch entschlossen trat Karl hervor, wisperte Felix zu: „Sie kommt! bleib da!" und ging unbefangen und mit artiger Rede auf Betty zu.

Seine Mutter lasse Fräulein Truelsen um ein recht hübsches Buch bitten und auch vielmals grüßen.

„Ja, ja — Kind, danke – was soll's denn für ein Buch sein?" Sie schritt voran in die Leihbibliothek, und Karl folgte rasch und warf die Thür als Zeichen für Felix hart hinter sich zu.

„Junge! Schlag doch die Thür nicht so! Darfst Du das denn bei Deinen Eltern thun?“ mahnte Betty ziemlich ungeduldig.

Karl sah auf die Gasse. Eben glitt Felix über die Straße ins Kartheusersche Haus.

Also alles war gut gegangen. Gottlob!

„Und ob Mutter etwas schuldig wäre?“ fragte Karl, teils um überhaupt nur etwas zu sagen, teils um Bettys Laune zu verbessern.

„Ja. Eine Mark und zwei Schilling,“ rief Betty von der Leiter herunter. Sie hatte alle Ausstände ihres Hauptbuches im Kopfe.

„Schön, ich will es sagen und bringe es dann herüber.“

„Ja, das thu, und vergiß es auch nicht, Kind!“ erwiderte Betty.

Die Geburtstags-Sandorte für ihre Schwester bezahlte Betty bei Valentinis stets bar, und sie fand deshalb das Anschreibenlassen von jener Seite sehr unbeikommend!

Nun schlug sie in üblicher Weise die Bücher zusammen, hüllte Karl und sich selbst in die gewohnte Staubwolke und gab ihm Novellen von Theodor Mügge in die Hand.

„Aber nehmt das schöne Buch recht in acht. Hörst Du, Kind? Wie? Ja, ja, Du und Felix Kartheuser, ihr geht sehr schlecht mit den teuren Werken um. Ich muß Euch immer wieder er-

mahnen. Also für die acht Tage Leihen jetzt mit gerechnet, eine Mark vier Schilling —"

„Muß ich das Geld heute noch bringen?" fragte Karl mit heuchlerischer Zuvorkommenheit.

„Na, lieb wäre es mir, wenn die Sache, die nun schon ein halb Jahr steht, mal in Ordnung käme. Man soll ja doch alles machen, Kind," entgegnete Betty mit sorgenvoller Würde. „Die Butter und das Fleisch sind teuer, und die Pflege meiner guten Schwester kostet viel."

Nachdem sie so gegen den Knaben ihr Herz ausgeschüttet, rückte sie einige Bände in den Regalen zurecht, bewegte den Kopf mit einem Ausdruck, in dem geschrieben stand: „So, und nun geh nur, ich habe noch anderes zu thun, als hier lange zu schwatzen!" und trat mit ihm auf den Flur.

Er aber verbeugte sich mit wiederholtem „Vielen Dank! Ich werd es Mutter gleich bestellen!" und eilte spornstreichs auf Felix' Zimmer.

„Hast Du sie?" fragte er stürmisch.

„Natürlich! Hier!" gab Felix stolz zurück. „Und nun wollen wir sie gleich Eurer Kragentaube unterlegen. Komm! Noch sind sie warm! Wo bliebst Du so lange?"

Alsdann eilten die Jungen durch den Garten zu Valentinis.

Elftes Kapitel.

Um dieselbe Zeit stand Doktor Adler in seinem Arbeitsgemach und schaute hinaus in den Garten. Aber seine Gedanken waren nicht bei den Dingen, die sein Auge streifte, sondern bei ganz anderen. Er zog, wozu jeder denkende Mensch von Zeit zu Zeit gelangt, das Fazit seines bisherigen Lebens und sagte sich, daß ihm etwas fehle, und eben das war ihm auch ein Hindernis für die Ausdehnung seiner Praxis. Er mußte sich verehelichen, so bald wie möglich.

Den verheirateten Ärzten trug man einmal ein größeres Vertrauen entgegen. Namentlich die Familien wandten sich lieber an sie. Wenn Adler sich umschaute, so fand er wohl junge Mädchen genug, aber bisher war ihm keines begegnet, dem sein Herz wirklich entgegengeschlagen, oder bei dem nicht andere Umstände von einem so ernsten Schritte abgeraten hätten.

Eine gab es, die er gern heimführen würde, ja, die er mit unruhiger Sehnsucht liebte. Diese eine aber war noch ein Kind! Sollte er sich gedulden? Aber war nicht ein solcher Entschluß Thorheit? Auf ein junges Geschöpf, daß der Prediger noch nicht einmal eingesegnet hatte, war überhaupt nicht zu rechnen.

Es kam allerdings täglich vor, daß Menschen, die sich fürs Leben verbinden wollten, nicht gleich an den Altar traten. Sie gaben sich das Wort der Treue und überließen das Weitere der Zeit. Aber war's verständig, daß ein Mann, der die Mitte der Dreißiger bereits überschritten, auf das Reifen eines sechzehnjährigen Kindes wartete? Vielleicht doch! Wenn nun aber ihr während dieser Zeit ganz andere Gedanken kamen? Dachte Dagmar Jahn überhaupt an ihn? Mädchen liebten ihre Lehrer, sahen mit ehrfurchtsvoller Scheu zu ihnen empor und waren glücklich über jede kleinste Auszeichnung, die sie ihnen zu teil werden ließen. So und nicht anders beschäftigte sich wohl auch Dagmar mit ihm! Nein, es war doch Thorheit!

Der Doktor befand sich in einem heftigen Widerstreit. Liebe und Vernunft kämpften einen so gewaltigen Kampf in ihm, daß er fast seine gewohnte Ruhe verloren hatte. Er wanderte mit großen Schritten in seinem Arbeitsgemach auf

und ab, ging ans Fenster und trat wieder zurück, machte allerlei Pläne, die er wieder verwarf, gab seinen Gedanken eine neue Richtung, suchte sich die Dinge aus anderen Gesichtspunkten darzustellen, schöpfte Hoffnungen, daß sich seine geheimen Wünsche doch noch erfüllen könnten, und war am Ende seiner Ueberlegungen nicht weiter als beim Beginn.

Adler war schon mit der Idee umgegangen, Föhrde wieder zu verlassen. Trotzdem der Ort Provinzialhauptstadt war, und in ihr die obersten Behörden und viele wohlhabende Familien ansässig waren, gewährte sie einem Arzt nur eine bescheidene Existenz. Zu viele mußten sich in die Praxis teilen.

Als Sohn eines höheren, recht wohlhabenden Beamten war Adler zwar nicht ohne Mittel, aber die Zinsen reichten doch bei weitem nicht für seine Lebensbedürfnisse aus.

Er hatte ziemlich kostspielige Passionen, gab reichlich Geld für seine große Wohnung und gelegentliche Reisen aus, fand das Asketentum bei dem kurzen, den Menschen beschiedenen Leben ebenso thöricht wie fortwährendes Moralisieren, und hatte aus dem elterlichen Hause mancherlei Gewohnheiten mit herübergenommen, zu denen ein voller Geldbeutel gehört.

So kleidete er sich sehr sorgfältig, hatte für

die Armut eine offene Hand und nahm nie Honorar, wenn unbemittelte Leute ihn riefen. Bei seinem ausgeprägten Rechtlichkeitssinn und seiner graden Denkungsart war er etwas unduldsam gegen alles Halbe und gar Unredliche, und die aus dieser Veranlagung erwachsene Offenheit hatte ihm in der großen Welt der Lüge schon manche Feindschaft zugezogen. Adler war ein Mann in der besten Bedeutung des Wortes, tüchtig, besonnen und gerecht, von kräftigem Willen und getragen von Grundsätzen.

Während er noch sinnend auf und ab ging, brachte Frau Meitzen ihm einen Brief. Derselbe lautete:

Verehrter Herr Doktor!

Gestatten Sie mir, Ihnen als Arrangeur des morgen stattfindenden Picknicks die Frage vorzulegen, ob Sie erlauben würden, daß eine bei mir gestern eingetroffene Verwandte Teil daran nimmt?

Frau Ebba Gyldenstern ist eine junge Witwe, die durchaus nicht nur aus meinen Fenstern auf die Straße zu gucken, sondern sich in Föhrde möglichst vortrefflich zu amüsieren wünscht.

Wir hörten von Jahns und Kartheusers, daß dieses gemeinsame Vergnügen geplant wird, und wurden an Sie verwiesen. Im

Fall Ihrer Zusage dürfte meine Verwandte vielleicht in Ihrem oder dem Kartheuserschen Wagen um einen Platz bitten? Dafür würde ich besonders dankbar sein!

Mit freundlichen Grüßen und der Bitte, meiner flinken Bertha die Antwort mitgeben zu wollen, stets Ihre sehr ergebene

Ahne Guldang.

Der Doktor besann sich nicht lange, sondern setzte sich sogleich an seinen Schreibtisch und warf rasch ein paar launige Verse hin:

Daß man uns fraget, wo wir müßten bitten,
Das sieht der heut'gen Zeit nicht gleich!
Doch man versteht's, wenn gute Sitten
So hoch man achtet, wie bei Euch!
Ich komme selber mit dem Wagen!
Empfehl mich Euch mit Dank und Gruß!
Und Eurer Nichte bitte ich zu sagen,
Wie sehr erfreut mich ihr Entschluß!

Und nachdem der Doktor die „flinke Bertha" abgefertigt, murmelte er: „Also die schöne Frau Gyldenstern ist wirklich gekommen! Hm! Hm! Sollte das meinen heutigen Ueberlegungen ein Fingerzeig sein?"

Zwölftes Kapitel.

Die Picknick-Partie wurde in offenen Fuhrwerken unternommen. Die Kutscher waren angewiesen, die einzelnen Familien abzuholen und sich dann am Ausgang der Stadt, am Holzberg einzufinden. Dort war das Rendezvous.

Auf jedem Wagen konnten zehn bis zwölf Personen sitzen, in jedem der drei in Riemen hängenden und zum Rückwärtskippen sehr geneigten Stühle drei, und beim Kutscher ein Erwachsener oder zwei Kinder. Auf diese Weise verteilten sich etwa dreißig Gäste auf drei Wagen, wo sie allerdings nicht sehr weitläufig saßen. Namentlich war bei glühender Hitze dieses Zusammensitzen nicht sehr anmutender Art, aber man gab sich nicht nur zufrieden, weil man es nicht anders kannte, sondern amüsierte sich trotzdem prachtvoll.

In dem Kartheuserschen Wagen saßen außer

dem Doktor und seiner Frau: Felix, Karl Valentini, Doktor Adler, Frau Ebba Gyldenstern, Betty Truelsen, sowie Stadtrat Jahn mit Frau und zwei Töchtern.

Die ersten, welche nach Doktor Adler und Frau Ebba Gyldenstern den Wagen bestiegen, waren Kartheusers. Stine und Lene reichten Mäntel, Rücken- und Fußkissen, Decken und und Körbe hinauf; der im Hause wohnende Zigarrenhändler Paulsen, der vor der Thür stand, machte seine Bücklinge; sämtliche Hunde der Umgegend, Fritjhof nicht ausgenommen, erhoben ein lautes Gebell und lockten dadurch die Nachbarn an die Fenster. Alle grüßten, und die Insassen des Wagens, häufig erst von ihren Nachbarn auf diese Artigkeit aufmerksam gemacht, erwiderten den Gruß. Aber damit war die Teilnahme der Einwohner an dem Ausflug noch nicht erschöpft.

In Föhrde kannte sich alle Welt, und namentlich waren Kartheusers außerordentlich populäre Leute. Die erste Aufmerksamkeit, die der Gesellschaft nach der Abfahrt erwiesen wurde, erfolgte von seiten eines in der Nähe sichtbar werdenden Konkurrenten von Paulsen. Wenn derselbe seine Kundschaft nicht bediente, stand er allzeit vor der Hausthür und rauchte. Er war stets sehr höflich und verbeugte sich vor Kartheusers um so tiefer, weil er

den Gedanken nicht aufkommen lassen wollte, er empfinde Konkurrenzneid gegen den bei ihnen wohnenden Paulsen. Einige Häuser weiter tauchte ein Hutmacher auf, der den merkwürdigen Namen Blasigel führte. Er hatte die linke Hand in die Bruftöffnung einer bis an den Hals reichenden Arbeitsschürze von grünem Kaliko gesteckt, und mit der anderen fuhr er sich über das Gesicht, griff an die Mütze und grüßte Doktor Kartheuser, der seit zwölf Jahren sein Kunde war, indem er militärisch die Füße zusammenschob. Ein alter Musiklehrer, der eine stählerne Brille auf der Nase und eine in ein grünes Flanelltuch gewickelte Flöte unter dem Arm trug, blieb stehen und verneigte sich ehrerbietig, und ein paar kleine vor einem Drechslerladen stehende Jungen riefen sogar „Hurrah!" Hurrah! Veel Vergnögen!"

„Djungens! Djungens!" mahnte der eben aus der Thür tretende Vater des einen, nahm die Pfeife aus dem Mund und guckte mit hellen, freundlichen Augen zu Kartheusers empor. „Tag, lieber Meister. Na, wie geht's?" fragte der Doktor, da eben beim Ausbiegen des Wagens langsamer gefahren werden mußte.

„Danke! Danke! Immer so eben weg, Herr Doktor. Na, ne kleine Landpitie? Das is recht. Viel Plisir. — Ne, ne, Regen giebt's nich."

Nun ging's weiter. Auch der Agent Michelsen

der gerade bei den roten Rosen beschäftigt war, die an seiner Hauswand sich emporrankten, unterbrach seine Arbeit und zog den Hut. Er sah aus, als ob er schon einmal ganz alt und greisenhaft gewesen, der Körper aber bei einer Neubildung sich knabenhaft verjüngt habe. Eine sonderbare Erscheinung! Ein alter Kopf auf einer jugendlichen Gestalt!

„Alter Fuchs!“ flüsterte Betty Truelsen der Doktorin Kartheuser zu. „Er war schuld, meine gute Doktorin, daß meine selige Großmutter ihr Vetter die Erbschaft von seinem rechten Onkel an seinen Schwager abtreten und zu gunsten der Kinder der zweiten Ehe mit seiner angeheirateten Kousine verzichten —“

„Um Himmelswillen, hören Sie auf, liebe Betty!“ rief die Doktorin, gutmütig tadelnd. Die Nächstsitzenden lachten, und Betty fand, daß es das Klügste sei, es ebenso zu machen.

Ein großer Menschenauflauf auf einem freien Platz zwang jetzt den Wagen, wiederum im Schritt zu fahren.

„Was ist denn?“ fragte die Doktorin, die mit ihrem lebhaften Empfinden schon ein Unglück vermutete.

Zunächst keine Antwort.

„Da is blots en Rott vun en Hund beten!“ rief ein naseweiser Junge.

„Also kein Löwe ist los! Gott sei Dank!“ ergänzte Felix, und der Ausdruck der Spannung auf den Gesichtern wich einem abermaligen Lachen, in das auch Ebba Gyldenstern und Doktor Adler einstimmten.

Zuletzt begrüßte Frau Kartheuser noch die alte Stille, die vor einem kleinen Häuschen am Präsidentenweg saß und nähte, in ihrer teilnehmenden Art, und nun hielten sie endlich vor der Villa der Familie Jahn, die schon vor der Thür stand.

Als dann der Kartheusersche Wagen den verabredeten Halteplatz erreichte, ertönte ein lautes Hurrah von den dort bereits wartenden übrigen Teilnehmern, und nach kurzer Begrüßung setzten sich die sämtlichen Gefährte wieder in Bewegung.

Das Wetter war für einen Sommerausflug wie geschaffen. Die klare Luft durchzog ein milder, warmer Hauch, und ein in der vorangegangenen Nacht herabgefallener Regen hatte die Wege zwar ein wenig aufgeweicht, aber völlig staubfrei gemacht.

Die Stimmung war eine fast ausgelassene, namentlich die junge Frau Ebba Gyldenstern, die schnell bekannt geworden war und die deutsche Sprache auffallend gut beherrschte, überbot sich an lustigen Einfällen. Freilich regte sich bei der Kartheuser ein gewisses Mißtrauen gegen sie.

Ebba war sehr auffallend und frei gekleidet, und der Doktorin, die scharf beobachtete, wollte es scheinen, als ob ihre Liebenswürdigkeit doch ein wenig äußerlich sei. Der Ausdruck ihres Gesichtes hatte, wenn sie ruhig dasaß, etwas unheimlich Scharfes, die Augen blickten kalt und verrieten nur geringe wirkliche Teilnahme. Ebba Gyldenstern erschien der Beobachtenden wie eine mit allen Künsten vertraute Schauspielerin. Sie gehörte sicher zu den weiblichen Personen, die den Männern, deren Schwächen sie sofort erkennen, gefallen, den Frauen aber auf die Länge immer weniger zusagen. Doktor Adler war sichtlich sehr eingenommen von ihrem Witz, ihrer guten Laune und ihrem schlagfertigen Verstand. Sie waren bereits in jenes Neckverhältnis geraten, das allzeit eine heimliche Neigung verrät, und verkehrten mit einander, als seien sie jahrelang bekannt.

Felix und Karl machten sich, als die Wagen die Landstraße gewannen, einen Platz hinter den Stühlen zurecht, und der erstere warf seine übermütigen Bemerkungen hin, sobald sich irgend eine Gelegenheit dazu bot. Seit der Abfahrt brannte es ihm auf der Zunge, an Betty die Frage zu richten, wie es mit Gurli und Urlis Brütwerk stehe, und Karl stieß ihn wiederholt ermunternd an, diese Absicht auszuführen. Einige Neckereien waren schon gefallen. So hatte er Betty gefragt,

ob sie wisse, daß in einem Dorf, durch das sie gerade fuhren, sich nur Frauen aufhalten dürften.

„Nein, wirklich, Felix? Ist's wahr, meine gute Doktorin? Wie geht das zu?"

Statt der Angeredeten nahm Felix sogleich wieder das Wort und sagte in demselben ernsthaften Ton, in welchem er die Frage gestellt:

„Schon seit hundert Jahren giebt's hier keine Männer mehr. Sie sterben alle sofort; es soll am Wasser liegen."

„Mein Gott, wie merkwürdig," flüsterte Betty.

„Um so merkwürdiger," ergänzte der Stadtrat ebenso ernsthaft, „als sich dennoch das Menschengeschlecht hier fortpflanzt. Sehen Sie dort zum Beispiel die Schulkinder."

Betty wandte mit arglosem Blick das Auge auf den bezeichneten Punkt, und das war gut, denn es war der Gesellschaft unmöglich, ernsthaft zu bleiben. Der erste, der sich nicht bezwingen konnte, war Karl Valentini, und jetzt war kein Halten mehr. Ein laut schallendes, nicht enden wollendes Lachen ertönte.

„Nein, dieser Felix —" stieß Betty, nunmehr belehrt, heraus. „Und Sie helfen ihm noch, Herr Stadtrat," fügte sie mit gutmütiger Drohung hinzu.

Ebba Gyldenstern aber suchte nach dem Knaben, der so tolle Einfälle hatte, und musterte ihn mit lebhafter Neugierde.

Einmal wurde gehalten, weil eins der Pferde über die Stränge getreten war. Die Gesellschaft befand sich gerade auf einer Anhöhe, von der man einen bezaubernden Blick über die Gegend hatte. In der Ferne lag die breite Fläche des Meeres wie ein aus der Höhe herabgesunkener, von der Sonne sanft durchfunkelter, blauer Himmel da. Ein zarter Duft verschleierte die Landschaft und verlieh ihr eine Ruhe, als sei sie schon am Tage in einen langen, bewußtlosen Schlaf gefallen. Näher dem Auge gerückt aber wechselten in entzückenden Farben die Streifen der Äcker und Wiesen, dunkelsmaragden und hellgrün, schwarz, tiefgrau und braun. Überall reich gesegnete Fluren, durchschnitten von heckenumschlossenen Feldwegen, weißschimmernden Chausseen und silberrieselnden Bächen.

Endlich erreichte die Gesellschaft ein Wirtshaus und eine von einem rauschenden Waldbach getriebene Mühle, wo zuerst halt gemacht wurde. Die näheren Begrüßungen erfolgten, und auch Frau Ebba Gyldenstern ward denen vorgestellt, die sie noch nicht kannte.

Hier sollte der Kaffee eingenommen werden, während als eigentliches Endziel die sogenannte Schnellmarker Fähre, ein malerisch belegenes, zu einem Gut gehörendes, noch eine halbe Stunde entferntes Wirtshaus bestimmt worden war.

Stadtrat Jahn, der bei solchen Gelegenheiten stets den Ton angab, nahm auch hier die Sache in die Hand und schlug vor, in den an einen stillen See sich anlehnenden, in unmittelbarer Nähe gelegenen Wald zu gehen, wo sich ein herrlicher Lagerplatz fand. Man hatte alles bei sich und nahm von dem Wirte, den man nicht ganz umgehen konnte, nur den Kaffee.

Während an dem erwähnten Platze die von den Herren getragenen Körbe entleert wurden, ergingen sich die einzelnen Paare am Wasser oder schlugen Waldwege ein. Alles war zwanglos und heiter, jeder brachte guten Willen und Lust zum Vergnügen mit.

Endlich erfolgte das Zeichen, daß der Kaffee serviert sei; die Gesellschaft kam herbeigeeilt und ließ sich in dem duftenden Grase nieder.

Nur Minna und Felix fehlten.

„Na, die Kinder werden schon kommen, bitte Platz zu nehmen, meine Herrschaften!“ rief Stadtrat Jahn. „Erster Gang Theekuchen, zweiter Sandtorte, dritter Theekuchen, vierter Sandtorte, fünfter Theekuchen —“

„Bitte, hören Sie auf, lieber Stadtrat,“ rief Ebba Gyldenstern. „Sie machen uns durch das Vielerlei den Mund allzu wässerig!“ —

Minna Jahn hatte nach der Ankunft am Halteplatz sich sogleich tiefer in das Gehölz be-

geben, um die ersten Erdbeeren zu suchen, und Felix war ihr gefolgt.

Es drängte den Knaben, einen Blick und ein Wort von ihr zu erhaschen. Bisher hatte sie ihn nicht einmal angesehen und war seinem Gruß, ihrem Schwure getreu, ausgewichen.

Anfänglich vermochte er sie nicht zu entdecken, obgleich er einen Weg wählte, durch den er nach seiner Berechnung den ihrigen kreuzen mußte. Unter ihm knackten und brachen die vom letzten Herbstwind herabgerissenen und noch zerstreut umherliegenden, trockenen Zweige und Blätter; Schlinggewächse und Brombeersträucher riß sein Fuß zur Seite, oder sie hefteten sich an seine Kleider. Aber immer rascher eilte er vorwärts. Nicht weit von ihm that sich eine Lichtung auf. Hier vermutete er endlich Minna, und wirklich sah er ihr Kleid durch die golddurchflimmerten Bäumchen schimmern.

„Nun, hast Du schon viele gefunden?“ hub er an, als er, leise auftretend, plötzlich vor ihr stand.

Sie erschrak, aber ohne aufzuschauen zuckte sie die Achseln.

„Soll ich Dir helfen, Minna?“

„Ich suche keine Frösche —“ tönte es spitz zurück.

„Ah — ah — das ist's?“ rief leichthin der

Knabe, aber der übermütige Ausdruck in seinem Gesichte verschwand, als sie, ihre Arbeit unterbrechend, die funkelnden Augen erhob, und ein „Ich hasse, hasse Dich“ über ihre Lippen drang.

Wie alle gutherzigen Naturen war Felix leicht entwaffnet, und da er sie so erregt fand, reute ihn fast, was er jüngst gethan.

„Na, sei wieder gut, Minna!“ bat er.

„Nie! Ich will nichts, nichts, nichts mehr von Dir wissen!“

Sie biß die hübschen, roten Lippen auf einander und warf den bezopften Kopf zurück. Ein Bild zum Malen! Jetzt eben beleuchtete die Sonne mit einem breiten, scharfen Goldstrahl den freien Platz, und rasch wich das Kind zurück und trat unter junge Baumstämme, die regellos verstreut unter abgehauenen Buchen und Eichen emporgeschossen waren. Aber sie schritt, um Schatten zu gewinnen, noch weiter, und Felix ging ihr nach. Ein Hänfling flog auf und flatterte zwischen den Zweigen, der Kuckuk rief aus der Ferne, und nun eben raschelte eine Blindschleiche durch die trockenen, braunen Blätter.

Vor dieser erschrak das Kind so sehr, daß es mit einem lauten Schrei zur Seite sprang und unwillkürlich des Knaben Arm faßte. Er aber hielt sie sanft und sagte weich: „Und Du bist doch die beste, die liebste von allen, Minna,“

und flehte mit seinen Blicken um ihre Verzeihung. Sie aber wich, sich reckend und windend, von ihm fort und sah ihn abermals mit zornig funkelnden Augen an.

„Bitte —“ wiederholte der Knabe. „Bist Du mir gar nicht mehr gut, Minna? Ich habe doch Dein Haar. Neulich wollte Karl Valentini es mir abbetteln. Ich aber sagte, daß ich lieber sterben würde, als es hergeben.“

„Ist nicht wahr —“ stieß das Kind plötzlich berauscht, und in diesem Rausch ihre Hoffnung unter Zweifeln versteckend, heraus.

„Auf Ehre,“ beteuerte der Knabe stürmisch. Aber sich verbessernd, weil ihm einfiel, daß er nicht eben diese Worte gebraucht, fügte er hinzu: „So hab ich wenigstens gedacht, als er Deine Locke von mir verlangte.“

„Was wollte er damit?“ forschte Minna begierig, einem Anflug von Eitelkeit nachgebend.

„Was er damit wollte? Ich weiß nicht — — Minna! Minna!“

Jetzt trat er ihr nochmals näher und bat um Versöhnung.

„Nein! Laß mich! Gleich!“ rief sie trotzig und stieß ihn zurück. Er entsprach, als sei er machtlos geworden, ihrem Gebot, jedoch etwas Feuchtes stahl sich in sein Auge. Durch sein

Knabenherz zogen die ersten, heftigen Schmerzen verschmähter Liebe.

Sie sah ihn an, und ein Zug von Unschlüssigkeit erschien in ihren Mienen. Aber dann plötzlich trat sie auf ihn zu, schaute sich rasch um und flüsterte:

„Willst Du nie wieder so was thun, wie neulich?“

„Nie, nie, Minna!“

„Du hältst nicht Wort!“ herrschte sie strenge.

„Bitte, Minna, glaub' es —“

„Na, denn wollen wir uns wieder gut sein,“ rief das Kind und streckte die Hände, die sich in ihren stürmischen Bewegungen zu verlängern schienen, mit ungeduldiger Zärtlichkeit nach ihm aus.

„Ah — so?!?“ ertönte jetzt eine Stimme hinter dem Gebüsch, und Karl Valentini, blaß und mit entstellten Mienen, stand vor ihnen.

„Und Du sagtest, daß Dir das »dumme Gör« ganz gleichgültig wäre, und daß ich gern die Locke kriegen könnte?“ zitterte es aus seinem Munde.

Felix hörte und glaubte seinen Ohren nicht trauen zu sollen. „Du lügst!“ schrie er dann und stürzte auf seinen Kameraden zu. Er packte Karl und warf ihn auf den Erdboden, auch kniete er auf den Gefallenen und schlug mit den Fäusten auf seinen Kopf los.

„Willst Du widerrufen, hier vor Minna widerrufen?“ keuchte es aus der arbeitenden Brust. „Hab' ich gesagt, daß Du die Locke gern kriegen könntest?“ Er hob die geballte Faust.

Keine Antwort — und ein neuer Schlag fiel auf des Bezwungenen Schulter.

„Hab' ich gesagt, daß Du die Locke gern kriegen könntest?“

Abermals keine Antwort, aber Stöhnen und Ächzen, und wiederum erhielt Karl Stöße auf die Brust und den Nacken.

„Hab' ich gesagt, daß Du die —“

„Laß, laß — nein! — Du hast es nicht gesagt, — — bloß auf Minna gescholten —“

„Gut —“ hauchte Felix Kartheuser mit schwerem Atem und riß erhob sich empor.

„Und nun komm, Minna! Laß ihn sehen, wie er zum Lagerplatz kommt.“

Das Mädchen hatte dagestanden mit glühendem Antlitz, feuchten Handflächen und halb begeisterten, halb erschrockenen Augen. Aber als nun Karl widerrufen, lichteten sich ihre Züge, und wonnetrunken faßte sie Felix Kartheusers Rechte und flog mit ihm davon. — —

Reichlich eine Stunde nach diesem Vorfall zwischen den Kindern erreichte die Gesellschaft das Wirtshaus Schnellmarker Fähre, wo dann abermals abgestiegen ward, und während der

Vorbereitungen für das Abendbrot gesellschaftliche Spiele im Freien vorgenommen wurden. Das Gasthaus lag auf einer kleinen Anhöhe, rings von Wald umgeben, und man gewann von dort aus einen herrlichen Blick über die Landschaft. Eine sanft fließende, ihren Weg durch hohes Schilf nehmende Au mündete hier in den Fluß und machte durch ihr ruhiges Wasser fast den Eindruck eines kleinen Landsees. Hinter den Gehölzen lag ein Gut mit einem stattlichen Herrenhaus und hübsch gehaltenem, großem Garten, den zu besuchen gestattet war.

Nachdem die Gesellschaft der Spiele müde geworden, nahm ein Teil derselben den Weg nach dem Gutshof, ein anderer aber blieb zurück, um auszuruhen oder sich auf der Kahnfähre, welche die beiden Ufer verband, zu vergnügen. Zunächst fuhren die zurückgebliebenen Kinder einigemal hin und her. Der Kahn wurde in Bewegung gesetzt, indem man ein an beiden Ufern befestigtes, über eine erhöht angebrachte Rolle laufendes Seil derartig anzog, daß ein gleichmäßiger Druck auf die erstere ausgeübt wurde. Der Mechanismns mußte nur vorsichtig gehandhabt werden, damit das Fahrzeug nicht das Gleichgewicht verlor.

Nachdem sich die Kinder hinreichend vergnügt hatten, liefen Felix Kartheuser und Julius von

Rosen die Anhöhe empor und forderten mehrere der dort sitzenden Herren und Damen auf, sich auch einmal ans jenseitige Ufer hinüber fahren zu lassen.

Nach einigem Hin und Her stimmte man zu, und auch Betty Truelsen ließ sich zur Teilnahme überreden. Außer ihr nahmen die Kinder, Herr und Frau Doktor Kartheuser, Rechtsanwalt Doktor Frahm, Frau von Rosen und Frau Bürgermeister Casper in der Fähre Platz. Auch der Postdirektor Herr von Bolten, der allein eine Wanderung durch das Gehölz gemacht hatte und eben zurückgekehrt war, stieg auf des Doktors Anrufen mit ein. Die Fahrt verlief nach Wunsch, Felix und Julius machten ihre Sache gut, und nur einmal geriet der Kahn ins Schwanken. Aber dieses veranlaßte doch Betty zu der Erklärung, sogleich wieder zurückkehren zu wollen.

„Nein, nein, meine liebe, gute Doktorin! Die Sache ist mir viel zu gefährlich! Auch will ich mich den Knaben nicht abermals anvertrauen!“

Als sich Frau Bürgermeister Casper dann auch in diesem Sinne äußerte, erboten sich Doktor Kartheuser und der Rechtsanwalt Frahm mit höflicher Bereitwilligkeit, Fährdienste zu leisten. Die beiden Damen bestiegen das Boot, und die Herren stießen von neuem ab.

„Bitte, immer gleichmäßig anziehen, Herr

Frahm, Papa! wenn Ihr nicht bei den Meergöttern Kaffee mit Seesalz trinken wollt!“ rief Felix, als das Fahrzeug sehr bald nach der Abfahrt eine sehr sonderbare Drehung machte und sich stark zur Seite neigte. Betty Truelsen jammerte, schrie sogleich in höchsten Nöten und klammerte sich in ihren Todesängsten bald an die Bootbank, bald an den unbehülflichen und auf sehr wackeligen Beinen dastehenden Frahm.

„Nur ruhig, bitte, ruhig! Es ist gar keine Gefahr,“ mahnte dieser mit würdevoller Zuversicht, obgleich ihm selbst das Herz unter der Weste klopfte. Er trug einen hohen, schwarzen Cylinderhut und eine silberne Brille, und machte sich als Schiffslenker außerordentlich! Als er aber nun, um den Kahn wieder in die gerade Richtung zu bringen, das Seil stärker als vorher anzog, schlug es Doktor Kartheuser prall gegen die Brust, und nach einem heftigen Stolpern verlor Felix' Papa das Gleichgewicht und stürzte.

Und während er fiel, faßte er unwillkürlich Bettys Kleid, und ehe man sich's versah, kippten beide, und zwar das alternde Mädchen unter Felix' langgezogenem Trauerruf: „Leb wohl! Leb wohl! Meine geliebte Betty! Und herzliche Grüße an Onkel Poseidon!“ in die Au hinab. Jetzt war auch bei den übrigen kein Halten mehr. Das Beispiel wirkte zu mächtig. Völlig

willenlos folgte Frahm, und mit einer stummen Gnadenarie auf den Lippen die Bürgermeisterin, die sich zwar noch eine Weile, jammernd um Hülfe rufend, zu halten suchte, dann aber auch das Gleichgewicht verlor und kopfüber in die Flut hinabschoß. Namentlich letzterer Anblick war erhebend. Zwei unendlich magere Beine ragten für Sekunden gen Himmel empor, und dann sah man — nichts mehr — —

„De hör'n wull to de Baptistengemehnde?" sagte ein eben hinzugetretener Bauer neugierig, und sah den vor Lachen fast berstenden Jungen mit einem fragenden Blick an. Aber ehe Felix diese naheliegende Vermutung bestätigen konnte, bot sich ein neues, wunderbares Bild dar und fesselte die Aufmerksamkeit.

Wie zwei aus dem Wasser auftauchende, mit Brillen versehene Seehundsköpfe erschienen zunächst die kahlen Häupter des Doktors und des Herrn Frahm, — und dann kamen die beiden Damen mit einem Gesichtsausdruck zum Vorschein in dem sich die ganze, hinreißende Freude über dieses unverhoffte Bad im Freien widerspiegelte.

Den Schluß dieses erhebenden Zwischenfalls bildete etwa eine halbe Stunde später das Erscheinen der Verunglückten in ihren neuen, vom Wirt und der Wirtin geliehenen Kostümen. Kein Auge blieb bei diesem Anblick thränenleer! Die

Taucher erschienen wie vier von einer Maskerade zurückgekehrte und dort durchgeprügelte Festgenossen.

Doktor Kartheuser trug Holzpantoffeln, eine kurze Knechtjacke mit bleiernen Knöpfen und seinen wie aus einer Schlacht geretteten, mit Flecken und Beulen bedeckten Zylinderhut, und Frahm, die silberne Brille auf der Nase, hatte von Frau von Rosen ein Damen-Umschlagetuch geliehen und sich in dieses gehüllt. Namentlich er sah wunderbar anziehend aus und machte, als er unter die Gesellschaft trat, ein so verzweifelt verlegenes Gesicht und warf andererseits so wildwütende Blicke auf die sich noch immer vor Vergnügen krümmenden Buben, daß sich verschiedene Mitglieder der Picknickpartie wegstahlen, um ihrer unbezwingbaren Lachlust in einem versteckten Winkel die Zügel schießen zu lassen.

Und doch wurden auch diese Leiden überwunden; Betty lachte sogar zuletzt über Felix' Neckereien, der bei der Rückfahrt auf jede kleinste Wasserlache „zur abermaligen Benutzung eines Bades im Freien" aufmerksam machte.

Um Mitternacht erreichte die Gesellschaft endlich wieder das Weichbild der Stadt, und jeder begab sich, erfüllt von den angenehmen Eindrücken des Tages, nach Hause und zur Ruhe.

Dreizehntes Kapitel.

Der einzige, der nicht so bald einschlief, war Doktor Adler. Er beschäftigte sich noch mit Ebba Gyldenstern und wiederholte sich jede Einzelheit eines Gespräches, das zwischen ihnen bei einer Wanderung durch den Gutspark stattgefunden hatte.

„Wie finden Sie diese gute, kleine, langweilige Stadt Föhrde?“ hatte Ebba gefragt und einen ihrer lebhaften und fragenden Blicke auf Adler geworfen. Es war ein Blick gewesen, der die Aufforderung enthielt, sich jetzt ausschließlich mit ihr zu beschäftigen.

„Weshalb nennen Sie Föhrde langweilig, gnädige Frau? Eine Dame wie Sie sollte eigentlich das Wort Langeweile gar nicht kennen. Beschäftigte Menschen, — Leute, die Geist besitzen, leiden nicht an dieser Krankheit leerer Köpfe.“

„Eine Krankheit nennen Sie Langeweile und

das Produkt eines leeren Kopfes? Da muß ich widersprechen! Langeweile ist der Drang nach Thätigkeit. Nichts anderes. Wie der Körper Hunger empfindet, so auch der Geist. Und ist Hunger eine krankhafte Erscheinung? Ich denke, eine natürliche?“

„Nein, Hunger ist etwas Anormales. — Aber wir streiten eigentlich um gar nichts. Ich erläutere wissenschaftlich, und Sie als Laie. Wir haben beide recht. Sprechen wir also von der kleinen, und wenn Sie darauf bestehen, langweiligen Stadt Föhrde. Sie fragen, wie ich sie finde? Für einen Junggesellen allerdings nur mit einem starken Niederkämpfen höherer Ansprüche als Wohnsitz zu empfehlen.“

„Als Junggeselle? Hat diese durchweg unliebenswürdige Spezies andere Ansprüche zu erheben, als sonst ein homo sapiens?“

„Zunächst meinen verbindlichen Dank für die Charakterisierung der Junggesellen. Ich darf mich wohl einrechnen? Im übrigen: ja! Für die Junggesellen ist das einförmige Leben besonders schwer zu ertragen. Sie finden nirgend die rechte Entschädigung für ein Entbehren des Familienlebens. Ich versichere Sie, gnädige Frau, es ist oft zum Verzweifeln, sich Tag aus Tag ein in seinen leeren Räumen umzuschauen und vielleicht nur dann einmal ein

Gesicht zu sehen, wenn man etwa Rasierens halber sein eigenes Bild im Spiegel betrachtet. In der ganzen Natur bemerken wir, daß der Drang vorhanden ist, ein Nest zu zweien zu bauen, und wäre es auch nur, um den Tagesärger doch einmal an einem Wesen auslassen zu können.“

„Halt! Entsetzlich! Das ist ja eine grausame Auffassung der Ehe —“

„Aber sie entspricht der Wirklichkeit leider nur in zu vielen Fällen. Immer wieder stehe ich vor dem Rätsel, woher es kommt, daß so viele Menschen draußen gegen die gleichgültigste Person die ausnehmendste Rücksicht nehmen, Artigkeit und Liebenswürdigkeit, ja sogar eine bewunderungswürdige Zartheit der Gesinnung an den Tag legen, sich in Aufmerksamkeiten überbieten, überhaupt edel, hülfreich und gut sind und im Hause sich als unerträgliche Tyrannen zeigen. Das ist namentlich bei den Männern der Fall. Sie behandeln ihre Frauen aufs Rücksichtsloseste, antworten ihnen gar nicht oder mürrisch, machen sie für ihre eigenen Fehler und Unterlassungen verantwortlich, sprechen fast niemals ein freundlich ermunterndes Wort zu ihnen, präsentieren sich in ihrer miserabelsten Gestalt, und es kommt ihnen gar nicht der Gedanke, wie sehr sie sich selbst herabsetzen, indem sie ihrer

Gattin, die doch in erster Linie das Recht in Anspruch nehmen kann, von ihnen als Dame behandelt zu werden, die schuldige Achtung versagen. Indem sie sich lediglich ihren Launen hingeben, beweisen sie, daß ihnen die wahre Herzensbildung fehlt. Denn der wirklich edle Mensch kann wohl rauh, aber niemals roh sein. Ein Mann soll sich als Kavalier zeigen! Welch ein schönes Wort! Auch ein solcher kann fehlen, aber selbst in seinen Schwächen wird sich ein gewisser Adel dokumentieren, wird eine gewisse Größe der Auffassung zur Geltung gelangen."

„Wie schade," rief Ebba lebhaft, „daß Sie Ihre Thesen nicht an die Mauern einer Wittenberger Kirche heften können. Eine sehr zu beherzigende Wahrheit haben Sie ausgesprochen, und ich stimme Ihnen zu. Man steht wirklich vor einem Rätsel, das ich freilich nicht auf eine so einseitige Weise zu lösen versuchen würde! Ein Mann, der sich seiner Frau gegenüber gehen läßt, kann auch sagen: ‚Du kennst mein Herz und meine Gesinnung. Eben weil Du mir so nahe stehst, gebe ich mich dir gegenüber ohne Maske. Traurig genug, daß man sich draußen nicht so zeigen kann, wie man ist. Aber da alle heucheln, würde der, welcher eine Ausnahme machen wollte, ein Unkluger oder ein Narr sein. Unsere innige Zusammengehörigkeit, mein unbe-

grenztes Vertrauen beweise ich Dir, indem ich mich vor Dir aller falschen Gewänder entäußere.' Um aber auf Ihre Schmerzensklage zurückzukommen, Herr Doktor! Weshalb heiraten Sie nicht?"

Weshalb, meine gnädige Frau? Sie können ebenso gut fragen, weshalb ein Baum kein Schmetterling, und ein Schmetterling kein Eichhörnchen ist? Mit dem bloßen Willen ist's nicht gethan."

„Sie sind zu anspruchsvoll! Sie wollen nur eine Virginie an Sanftmut oder eine Libussa an Stärke und Willen."

„Die letztere jedenfalls nicht —"

„Welche Eigenschaften müßte denn eine Frau nach Ihrem Geschmack besitzen?"

„Vielleicht die Ihrigen —"

„Ah! Das könnte ja die gute, kleine, langweilige Stadt Föhrde interessant machen. — Glauben Sie, daß ich gute Eigenschaften habe?"

„Wenigstens die vornehmsten; Jugend, Schönheit, Verstand, Tugend und — Herzensgüte. Nein, Herzensgüte ist wohl nicht bei Ihnen zu Hause. Ich bin, um einen Beweis anzuführen, zum Beispiel sicher, daß Sie mich grausam abweisen würden."

„Wer weiß? Wenn ich Sie sieben Jahre und sieben Monate geprüft habe, entschließe ich mich vielleicht."

„So lange brauchen Sie? Dann müssen Sie ja Ihren ersten, von mir sehr verehrten, wenn auch nicht gekannten und, wie ich höre, nach fünfjähriger Ehe gestorbenen Gatten im neunten Lebensjahr kennen gelernt haben.“

„Wie so? Ich verstehe nicht, — Ah! Ein Kompliment? Sie wollen mich verjüngen? Sie schätzen mich auf reichlich einundzwanzig? Welche Kühnheit der Phantasie! Ich hatte Sie für einen Verstandesmenschen gehalten. Sie sind ein gefährlicher Idealist!“

„Und Sie sind sehr, sehr grausam, und so viel steht fest: Die Langeweile der guten, kleinen Stadt Föhrde wissen Sie zu vertreiben, indem Sie das Innere der Menschen mit unruhigen Gedanken erfüllen.“

„Wer Sie verstehen könnte! Sie sind ernsthaft und spöttisch durcheinander. Dem Schalk traut niemand!“

„Doch! Auch er giebt sich im ‚Hausgewand‘, wie er ist.“

Nach dem letzten Satz waren sie von einander getrennt worden, und Ebba hatte im weitern Verlauf des Tages den Doktor nicht wieder gesucht, ja, von ihr war sogar der Vorschlag ausgegangen, daß man beim Nachhausefahren die Plätze wechseln möge.

Adler sah, wie sich Ebba zwischen einen

jungen Amtsassessor und den Postdirektor von Bolten setzte, und das verdroß ihn gegen seinen Willen. — —

Übrigens gab es eine einzige, die sich auf dieser Landpartie nicht amüsiert hatte. Es war Dagmar Jahn. Ihr kleines Herz zuckte, und doch wußte sie nur halb warum.

Vierzehntes Kapitel.

Es war wenige Tage nach dem Vorerzählten früh morgens. Die Sonne war noch nicht zum Durchbruch gekommen und ließ den Marktplatz, auf den der Stadtkassierer Fritz Jahn aus seinem Fenster den Blick richtete, überaus öde und reizlos erscheinen. Er sah, wie das Gras zwischen den Pflastersteinen hervorwucherte, und sein Ordnungssinn ward dadurch gestört. Die Häuser hatten ein farbenmattes, verkommenes Aussehen, und die Firmenschilder sahen altmodisch drein. Das Kleinliche, Philisterhafte der Stadt drängte sich ihm auf und verscheuchte jeden Frohsinn. Nirgend etwas, was das Auge und die Phantasie belebte. Wie lang waren solche Morgenstunden, und regte sich endlich der hellere Tag, so brachte er auch nichts, das den Geist auffrischte.

Nun erschien das erste lebendige Wesen, ein Hund, der die Frühluft einsog und die Glieder

streckte. Aus dem überhohen Dach der Apotheke stieg der erste Rauch gradlinig empor, und auch aus dem Schornstein des Hauses des Ratsmaurermeisters regten sich die ersten Zeichen erwachenden Lebens durch ein noch dünnes, fast zögernd sich entwickelndes Wölkchen. Auf die in den Häusern ringsum Wohnenden richteten sich die Gedanken des Stadtkassierers. Fast alle waren ehrliche, harmlose Menschen, aber alle lebten von der Hand in den Mund. Kaum eine Familie, die ohne Sorgen war: kranke Kinder, Geldnot oder Unfähigkeit, sich mit den einmal bestehenden Verhältnissen abzufinden. Und Fritz Jahn kannte jedermanns Geldschublade und wußte, wo Ordnung herrschte, oder der Schlendrian zu Hause war.

In seinem Innern waren Licht und Freude erstorben. Niemanden nannte er seinen Freund; um sein Glück und seine Leiden kümmerte sich keiner. Lag's an ihm selbst, daß er so völlig allein stand? Vielleicht! Jedenfalls war's eine Thatsache, und jetzt eben ergriff den Mann ein fast stürmisches Verlangen, einmal aus dem Einerlei herauszutreten, sich zur Geltung zu bringen, — zu genießen.

Freilich tötete der Gewohnheitsgedanke alle solche Wünsche sehr bald und auch heute wieder, aber es blieb doch etwas zurück, das an seinem

Herzen nagte. Er gedachte seines Bruders und ihrer letzten Unterredung, und es regte sich in ihm ein Anflug von Reue. Er verhehlte sich in den tieferen Winkeln seiner Seele auch die eigentlichen Gründe seines Hasses nicht. Seine Eitelkeit war verletzt worden, und die Erfahrungen des Lebens hatten ihn nicht milder gestimmt.

In Hamburg hatte ihn ein Freund, dem er vertraut wie sich selbst, um alles betrogen; auch eine Frau war dabei beteiligt gewesen. Als er fast nichts mehr sein eigen nannte, ging er in einer Anwandlung von Verzweiflung in ein Lotteriekontor und kaufte sich ein Los. Es war eine Thorheit gewesen, die letzten Thaler zu wagen, aber er hatte es gethan. Dann bewarb er sich um die Stelle eines Stadtkassierers in seiner Heimat. Man kannte ihn als einen redlichen Mann, auch hatte er Zeugnisse, die seine Befähigung und seine Würdigkeit für diesen Posten erwiesen. Durch Eduards Vermittelung wurde seine Hoffnung erfüllt. Etwa ein halbes Jahr nach dem Antritt seiner Stellung erhielt er die Nachricht, daß er mit seiner Nummer herausgekommen, daß der Haupttreffer darauf gefallen sei. Nun ward aus dem Manne in der Furcht, abermals sein Geld zu verlieren, ein Sparer, ein Geizhals, ein Menschenfeind. Und da er sah,

daß sein Bruder, der um jene Zeit noch in soliden Verhältnissen lebte, nicht durch Glücksfälle, sondern durch Fleiß und Klugheit vorwärts kam, so verstärkte sich in ihm ein bereits eingenisteter Neid, und als ihm gar witzelnde Äußerungen hinterbracht wurden, die Eduard über ihn gemacht, und die ihn in den Augen der Welt herabsetzen mußten, schlich sich ein Haß gegen den Bruder in seine Brust, der von Stund an nicht mehr wich.

Hätte um jene Zeit Eduard einmal versöhnende Worte gesprochen, Fritz würde wohl seinen Groll vergessen haben, aber der Stadtrat ging einher wie ein König, dem alles unterthan war, erlaubte sich spöttische Bemerkungen über jedermann und verlangte stillschweigend, daß alle Welt sich vor ihm beugen und ihn bewundern solle. Fritz redete sich zu seiner Entlastung ein, daß allein Eduards Übermut und unwürdiges Betragen ihn immer wieder gegen denselben aufbrächten, daß ihm ein Recht zustände, über seinen Bruder zu Gericht zu sitzen, aber Neid und verletzte Eitelkeit waren doch allein die Triebfedern seines dauernden Hasses. Heute, es war sein fünfzigster Geburtstag, beschlichen ihn zum erstenmal seit langen Jahren weichere Gefühle. In der Trostlosigkeit des Daseins verlangte auch ihn nach Wärme und Liebe. Wenn Eduard heute

trotz allem, was vorgekommen, ihm seinen Glückwunsch bringen, wenn seine Frau und Kinder erscheinen würden, so wollte er vergeben, wollte er ihm helfen.

Es kamen ihm auch andere Gedanken über sein Geld, als bisher. Für wen scharrte und sparte er denn eigentlich?

Er überlegte gar, ob er noch heiraten solle.

Die Krämersleute unten im Hause waren so recht glückliche Menschen. Man sah ihnen täglich die Freude über ihre Kinder an — — Aber bah, heiraten! Nein! Sich unterordnen, sich von jemandem abhängig machen, das war nicht nach Fritz Jahns Geschmack.

Aber er wollte doch etwas — er sehnte sich doch nach Veränderung — es drängte ihn allgewaltig, aus seinem bisherigen Leben herauszutreten, den Hunger in seinem Innern zu befriedigen. Zuletzt griff er nach der Pfeife. Sie war sein Tröster in manchen trüben Stunden gewesen, sie, der Grog und der Plauderabend im Bürgerklub.

Während er sie ansteckte, kam ihm plötzlich ein anderer Gedanke bezüglich seines Vermögens. Er wollte eine Stiftung begründen, die seinen Namen trug und seiner Vaterstadt zu gute kam. Dadurch konnte er noch bei Lebzeiten sich einen Namen machen, sich denselben über das Grab hinaus

sichern, und wahrlich einen anderen, als ihn der bankerotte Eduard besaß. Der bankerotte Eduard? Nun stockte er doch. Würde nicht alle Welt rufen: Seinen Bruder gab er dem Unglück preis? Er konnte ihm helfen und that es nicht? Ja, ja. — Aber er hatte auch schon die Antwort bereit: Mein Bruder ist unwürdig. Was ich auch für ihn thäte, es würde in seinen Händen doch nur zerrinnen. Ich will mit meinem Gelde Gutes stiften, Nützliches fördern, nicht einem Prasser unter die Arme greifen! —

Fritz Jahn sah sich in seinem Zimmer um. Niemals war es ihm so öde und kahl vorgekommen. Oede draußen, Oede drinnen und in seinem Innern.

Um sich zu zerstreuen, schlug er das Hauptbuch auf und begann zu schreiben, bis allmählich der Morgen an Kraft gewann, die Sonne ihre warmen Strahlen ins Gemach sandte, und seine alte Aufwärterin das Frühstück brachte.

„Morgen — Neues, Frahm?“ fragte Fritz Jahn, als sie die kleine, altmodische Kaffeekanne, den blechernen Brotkorb und einen kleinen Teller nebst dem übrigen auf den Tisch stellte. Er schlich mit seiner hageren, dürren Gestalt in der gewohnten, vorgebeugten Haltung und auf seinen hinten herabgetretenen Morgenschuhen durchs Zimmer und blieb vor ihr stehen.

Die Alte blickte überrascht empor. In all den Jahren, so lange sie den Stadtkassierer bedient, hatte er sie morgens nie angeredet. Es mußte etwas ganz Besonderes vorgefallen sein.

„Morgen, Herr Stadtkassierer! Morgen!“ gab sie freundlich zurück. „Und Neues? Der alte, neunzigjährige Gries ist gestern abend gestorben. Aber das wissen Herr Stadtkassierer wohl schon? Und ins Stadttheater ist heute Vorstellung. Da sind Kunststückmacher. Meine Mine hat ein Galleriebillet geschenkt gekriegt. Es soll ganz was Feines sein —“

„Na, denn amüsieren Sie sich auch mal, Frahm! Heute ist mein Geburtstag — hier, Frahm,“ entgegnete Fritz Jahn und zog nicht ohne Überwindung einen Thaler aus einem verschossenen Geldbeutel mit goldenen Ringen hervor, der noch von seiner Mutter herstammte.

„Herr Stadtkassierer sein Geburtstag? Ja, ja, das hatte ich garnich gewußt! Gratuliere vielmal. — Und einen ganzen Thaler? — Das kann ich ja garnich verlangt sein. Vielen, herzlichen Dank, Herr Stadtkassierer. Aber wenn Herr Stadtkassierer erlauben, so will ich doch man lieber nich ins Stadttheater gehen. Ich hab so allerlei anzuschaffen, was nötig ist. Man hat ja sein schweres Auskommen —“

Fritz Jahn, der sich inzwischen an den Tisch

gesetzt und den Kaffee eingeschenkt hatte, ließ ein Brötchen fallen, und die Alte lief eilfertig hinzu und hob es ihm auf.

„Soll ich auch ein anderes holen, Herr Stadtkassierer?" fragte sie. Sie that die Frage, obgleich sie wußte, daß ein Nein darauf erfolgen würde. — Nur das Notwendigste gönnte sich der Mann; sie kannte seinen Geiz und war nur allzu überrascht, daß er sie heute so überaus reichlich beschenkt hatte. Niemals war bisher von seinem Geburtstag etwas über des Mannes Lippen gekommen. Er schüttelte auch wirklich den Kopf, aber sagte: „Wie alt sind Sie eigentlich, Frahm?"

„Einundsiebzig Jahre, Herr Stadtkassierer! Im Augustmonat werd' ich einundsiebenzig. Ach ja —"

Der Stadtkassierer sah die Frau an, nickte zerstreut und holte mit der Zunge einige verschobene Brotkrumen hinter der Backe hervor.

Die Frau war klein und runzelig im Gesicht und hatte einen kümmerlichen Körper. Aber sie sah sauber und ordentlich aus und besaß für ihre Jahre noch kräftiges Haar, das sie sorgfältig gescheitelt trug.

„Na, das wird wohl viel Besuch geben, Herr Stadtkassierer," fuhr sie, während Fritz Jahn sich die zweite Tasse einschenkte, sprechlustig fort und strich über ihre Schürze. „Ihr Herr Bruder,

der Herr Stadtrat und die Frau Stadtrat und die Kinder. Ach die schönen Kinder, Herr Stadtkassierer, die schönen Kinder! Ich sah gestern die beiden Mädchen, ein paar Puppen, und was die Älteste, Dagmar ist, ganz besonders."

Fritz Jahn bewegte abermals, diesmal zerstreut den Kopf. Seine Gedanken gingen wieder zu seinem Bruder. Ob sie wohl kommen und ihm gratulieren würden? Nein, nein! Sicherlich nicht, nach dem, was vorgefallen — —

„Ah, da sind auch die Kleinen von unten," rief die Frau, als sich eben die Thür öffnete, und die Perlebergschen, im Sonntagsstaat und mit Blumen in der Hand, verlegen in der Thür erschienen.

„Kommt herein, Kinder! Und sonst noch was, Herr Stadtkassierer? Nein? Na, denn kann ich gleich das Schlafzimmer in Ordnung machen. Konnte ich hier wohl nachher ankommen? Herr Stadtkassierer sind heute so früh aufgestanden —"

„Ja, ja, Frahm — Na Kinder — —?"

Statt wie sonst einen, erhielten die beiden Gören heute vier Schilling, und Fritz Jahn behielt sie sogar eine Weile da und ließ sich allerlei erzählen. Jetzt war ein frohes Gefühl in ihm eingezogen. Die Freude, die im Geben liegt, übte ihre Wirkung. Auch das glücklich erstaunte Gesicht der Frau erschien wieder vor seinem Auge.

Aber freilich, die Freude hielt nicht an! Als er später in die Föhrder Morgenzeitung guckte, und ihm hier der Name seines Bruders entgegentrat, war die gehobene Laune völlig wieder dahin. Für einen guten Zweck war in dem Blatte ein Aufruf erlassen, und die Zeitung brachte das Verzeichnis der bisherigen Geber. Sein Bruder Eduard stand selbstverständlich wieder mit einem sehr hohen Betrag oben an.

Natürlich, wo es galt, sich öffentlich hervorzuthun, da war er zu finden. Den Großspurigen mußte er spielen, aber seinen Verpflichtungen kam er nicht nach. Die Steuern waren noch immer nicht bezahlt. Neid und Ärger überfielen Fritz Jahn von neuem, und als gar der Mittag kam, und sich aus dem ganzen Jahnschen Hause wirklich niemand zum Gratulieren einfand, gährte es in seinem Innern auf.

Alles, was ihn am Morgen durchzogen hatte: die ernsthaften, guten Gedanken, das Verlangen nach Liebe und Teilnahme, die weichere Gemütsregung und fröhlichere Stimmung, es war dahin. Jetzt reute ihn der Thaler, den er der alten Frahm gegeben, ja, gar die Kleinigkeit, die er den Kindern zugewandt. Es war ja auch Thorheit, an irgend etwas hienieden zu glauben. Die Mienen veränderte zwar das Geld, aber nicht die Herzen! Die Welt war verlogen und

gemein! — Grollende Menschenverachtung setzte sich abermals in dem Innern des Mannes fest, und als es Nachmittag wurde, und der Sonnenschein die Einwohner ins Freie lockte, saß Fritz Jahn einsam in seinem Zimmer, und Neid und Haß brüteten in seiner Seele.

Fünfzehntes Kapitel.

Beschäftigte Männer sind von aller Welt zu sprechen, aber schwer oder fast nie von ihren Frauen. Auch die Stadträtin Jahn machte diese Erfahrung. Seit acht Tagen hatte sie schon die Absicht gehabt, mit ihrem Manne zu reden, aber immer fand sich nicht die rechte Gelegenheit. Morgens durfte man ihm mit Gesprächen, welche die gute Laune für den ganzen Tag verderben konnten, nicht kommen. Bei Tisch fanden sich Ohren, für die solche Erörterungen sich nicht eigneten. Dann kam das Mittagsschläfchen und abermals Arbeitszeit, und am Abend trat wieder die Überlegung in ihr Recht, daß es grausam sei, jemandem, der während zwölf Stunden nichts als Sorgen in seinem Kopf hin und her gewälzt habe, noch mit neuen die Nacht zu verderben. Und so war denn auch Frau Jahn nicht dazu gelangt, sich mit dem Stadtrat über die ihr von Dagmar und Christian Ohlsen mitgeteilten ernsten

Dinge auszusprechen. Und nicht anders erging es Eduard Jahn gegenüber seiner Frau, und diese Unterlassung führte dieselben nachteiligen Folgen mit sich, die sich schon früher aus ihrem gegenseitigen Verschweigen wichtiger Dinge ergeben hatten. Es fehlte trotz aller sonstigen Übereinstimmung zwischen den Eheleuten jenes tägliche Herzausschütten, zu dem die Männer nicht gelangen, weil sie glauben, die Frauen seien keine rechten Berater für ernste Angelegenheiten, und von denen die letzteren Abstand nehmen, weil ihr rücksichtsvoller und bescheidener Sinn lauter spricht als ihre Klugheit.

Wie viele aus augenblicklichen Stimmungen hervorgegangene, unüberlegte Dinge würde Eduard Jahn unterlassen haben, wenn er stets seine Frau ins Vertrauen gezogen und ihrem allzeit trefflichen Rate gefolgt wäre; und wie viel Gutes würde Frau Jahn haben stiften können, wenn sie an die Stelle frauenhafter Scheu ihr Recht gesetzt hätte, das Recht, in allen Dingen ernster Natur auch ein in die Wagschale fallendes Wort mitzusprechen.

Als sie endlich nach tagelangem Zögern dazu kam, mit ihrem Manne über seine augenblickliche Geschäftslage und die darüber umlaufenden Gerüchte zu reden, war derselbe bereits bei Fräulein Guldang und bei seinem Bruder Fritz gewesen, und hatte

nichts erreicht als die beschämende Abweisung der ersteren und die völlige Entfremdung von letzterem, Thatsachen peinlicher Natur, die er sich hätte ersparen können, wenn er vorher den Rat seiner Frau eingeholt hätte. Jahns Stimmung war denn auch, noch dazu da wider Erwarten vom Grafen Caffaroni keinerlei Nachricht eingetroffen, die denkbar schlechteste, und von ihr ward auch der junge Eduard, der an diesem Tage von Hamburg zurückgekehrt war, in sehr nachdrücklicher Weise berührt.

Es war vormittags. Der Stadtrat ging auf dem Lagerplatz umher und sah nach dem Rechten. Die Bretter-, Balken- und Latten-Vorräte lagen wohlgeordnet in den langen, teils offenen, teils verschlossenen Schuppen oder, sorgsam aufgestapelt und mit kleinen Kreuzmarken versehen, im Freien. Auch Schiefer, Drains in allen Größen und rote, in Puddingform aufgesetzte Dachpfannen waren in zahlreichen Haufen vorhanden und warteten der Abnehmer.

Eben wurden weitere aus Schweden angelangte Bretterfrachten in gewaltigen Stößen aufgeschichtet. Das helle Holz roch scharf und harzig. In der Nähe waren Arbeiter beschäftigt, die sägten oder Balken mit scharf blitzenden Beilen glätteten. Der Erdboden war bedeckt mit Hobelspänen und splitterartigen Abfällen, und, wie immer, gingen

Fuhrwerke unter Peitschenknall und Hü Hü hin und her. Von drüben aus dem mit Schoonern, Briggs und Steamern dicht angefüllten Hafen ertönte in regelmäßiger Wiederkehr das zudringlich laute Geräusch auf- und abrasselnder Ketten und der aus den Frachtdampfschiffen durch Siebe geschütteten Steinkohlen. Hin und wieder Pfeifen, ein Ohao auf dem Wasser, ein übler Geruch von Kohlenrauch, der herüberschlug, oder ein abgestandener, dumpfer Atem aus dem Flußwasser.

„Guten Tag, Vater!“ ließ sich jetzt eine Stimme vernehmen, und Eduard Jahn, der bereits seinen Koffer und Reisemantel in der Villa abgegeben und seine Mutter begrüßt hatte, trat mit elastischem Gange und in seiner stets sorgfältigen, fast etwas geckenhaft gewählten Kleidung auf seinen Vater zu.

„Tag, Eduard,“ erwiderte der Stadtrat leichthin. Und „Einen Augenblick“ fügte er hinzu und wandte sich an Christian Ohlsen, der gerade eine Bestellung ausrichtete.

„Herr Eisberg schickt mich. Die Wechsel wären eben präsentiert —“

„Komme gleich! — Na Eduard? Wie ist's ausgefallen? Bist Du Kompagnon von Rotschild geworden, oder was bringst Du für Neuigkeiten? Hast Du Gutes?“

„Nein, gar nichts!“ gab Eduard kurz zurück.

Die ironische Sprechweise seines Vaters versetzte ihn sogleich in eine schlechte Laune, und er gab derselben rückhaltslos nach.

„Na, es ist denn wenigstens das Reisegeld ausgegeben. Das ist schon etwas —“ fuhr der Stadtrat in seinem unangenehm spöttischen Tone fort.

„Ja!“ — erwiderte Eduard schroff und seine Verstimmung durchaus nicht verbergend.

„Du meinst, ich müßte Dich noch bedauern, daß Du nun abermals hier spazieren reiten und Bälle mitmachen mußt? Nein — ich bedauere nur meinen Geldbeutel —“

Eduard biß mit den Zähnen an dem Daumennagel und griff nach der Warze auf der rechten Backe. Er sagte nichts, aber seine Mienen nahmen einen finsteren und zornverbissenen Ausdruck an.

„Zum Wetter, Bursche! Steh nicht da als ob Du Schwefel verschluckt hättest! Ich verbitte mir diese Art und Weise!“ stieß der Stadtrat heraus und musterte seinen Sohn mit einem vernichtenden Blick. Eduard erhob das Auge, in dem es unheimlich funkelte. Am liebsten wäre er in seinem Zorn dem Stadtrat an die Brust gesprungen. Aber er beherrschte sich und sagte: „Du hast mir eben deutlich gesagt, daß ich Dir zur Last liege. Gut, Vater. Morgen verlasse

ich Föhrde und — ich werde die Villa nicht wieder betreten, bevor Du mich selbst zurückrufst."

„Ach, laß das Komödiantentum" rief der Stadtrat ungeduldig und in einem Tone, als ob es sich nicht um ernste Dinge, sondern um Kindereien handle. „So etwas gehört auf die Bühne, und nicht hierher. Du wirst doch einsehen, daß das Abwarten hier keinen Zweck für Dich hat. Meine Hoffnung war, daß es Dir in Hamburg gelingen würde; ich nahm an, daß Du nicht ganz resultatlos zurückkehren würdest, sondern Dich sonst vielleicht irgendwie mit Erfolg bemüht hättest. Aber Du erwiderst auf meine Frage mit einem einzigen Worte: „Nichts!" Ich meine doch, das ist nicht sehr ermunternd! — Ich muß jetzt ins Kontor. Wir werden nachher noch weiter sprechen. Inzwischen überlege und bringe Deinen inneren Menschen in Ordnung."

Durch des Stadtrats Rede wurde Eduard zwar besänftigt, und die raschen und unbesonnenen Worte reuten ihn schon deshalb, weil er bezüglich seiner Mittel völlig auf seinen Vater angewiesen war, aber zu dem schon lästigen, in ihm sitzenden Verdruß und Ärger hatte sich doch ein neues Körnchen gesellt, und der zwischen ihnen beiden vorhandene Riß wurde immer größer.

Eduard Jahn, der jüngere, war überhaupt kein Gemütsmensch, sondern ein stark ausgeprägter

Egoist, und dabei, ganz wie sein Vater, sehr eitel. Der Stadtrat besaß aber Biegsamkeit und Welterfahrung und wußte stets zur rechten Zeit einzulenken, während sein Sohn noch die Unreife hatte, die der Jugend anhaftet.

Als Jahn eben sein Kontor betreten hatte, steckte der Kassierer Eisberg das Gesicht in die Thür und sagte mit einem ihm eigentümlichen, aber heute besonders ängstlichen Eifer:

„Kann ich hereinkommen, Herr Stadtrat?“ Und als Jahn zustimmend das Haupt neigte: „Ich möchte gern, bevor Herr Stadtrat nach dem Hafen hinuntergehen, wegen verschiedener geschäftlicher Angelegenheiten und auch wegen der nächsten Zahlungen mit Ihnen sprechen.“ —

Jahn gab seiner Zustimmung durch abermaliges Nicken Ausdruck, rückte den vor seinem Schreibtisch stehenden Lehnstuhl bequemer heran und forderte Eisberg zum Sitzen auf.

Nach Vorlegung einer Reihe von Korrespondenzen, deren Erledigung fast eine halbe Stunde in Anspruch nahm, begann Eisberg:

„Hier habe ich auch die Zahlungen für die nächsten 14 Tage zusammengestellt. Wenn Herr Stadtrath erlauben:

Dollberg u. Komp. in Christiania 8521 Mark, Estrup in Kopenhagen 4100 Mark, Theobald in Hamburg 1880 Mark, Engelbert & Söhne,

Lübeck 1250 Mark. Außerdem an kleinen Rechnungen in der Stadt, die ziemliche Eile haben, 1121 Mark 4 Pf.

Sodann: Löhne, Salair, Krankenkasse, Versicherung, Unterstützungen, in Summe: 981 Mark.

Auch Gärtner Poetz war da und wollte Geld holen, und Petersens telegraphierten. Sie scheinen in großer Verlegenheit zu sein!"

Nun ward Eisberg in seinem Bericht unterbrochen. Es ward an die Thür geklopft, und der Kontorist meldete: „Herr Bauinspektor Conrad ist da und möchte mit Herrn Stadtrat wegen der Lieferung für das Tolker Armenhaus sprechen. Auch Weinberg fragte nach Herrn Stadtrat, wollte denn morgen wieder vorsprechen!"

„Schön! Schön! Und Herr Bauinspektor sehr angenehm! Ich lasse freundlichst bitten! — Guter Eisberg, treten Sie gefälligst so lange zurück."

Alsbald erschien der Angemeldete und ließ sich, nachdem sich die Herren gegenseitig die Hand geschüttelt hatten, und Jahn einige witzelnde Bemerkungen angebracht, über das Geschäftliche aus. Eine größere Partie Balken und achtzölliger Bretter waren, wie der Stadtrat berichtete, bereits am gestrigen Tage abgegangen, und die Pfannen und Dachschiefer, welche sich seinerzeit bei der

Aufgabe in einem so großen Quantum gerade nicht mehr auf Lager befunden hatten, sollten spätestens in einer kleinen Woche folgen.

Während noch die Herren nach Austrag dieser und einiger anderen Angelegenheiten plaudernd beisammen standen, auch der Bauinspektor auf eine Äußerung Jahns, daß die Zeiten schlecht seien, lachend und mit Beziehung auf die günstige Situation des Stadtrats erwidert hatte: „Für die Stöhner sei ihm nie bange gewesen, nur den Prahlern sei zu mißtrauen“, trat der breitschulterige Ratszimmer- und Baumeister Biskant mit höflicher Verneigung gegen den Regierungsbeamten und kordialem Kopfnicken gegen Jahn ins Büreau, um über einen per Schiff zu expedierenden Posten Bretter, Drains und Steinfließen die letzte Abrede zu treffen.

Dadurch wurde die Unterredung zwischen Jahn und dem Bauinspektor wiederum unterbrochen, und nach einigen freundlichen Äußerungen gegen die zurückbleibenden Herren entfernte sich der letztere.

Nach des Ratszimmermeisters Vortrag beorderte Jahn den Expedienten ins Kontor und gab in des Bestellers Gegenwart die betreffenden Anweisungen. Nachdem dies erledigt, bot er seinem mit ihm im Stadtkollegium sitzenden Kollegen eine Zigarre an und ließ sich über ein anderes in der Luft schwebendes, größeres Geschäft

aus, um dieses für sich fest zu machen. Die Männer traten, während sie darüber verhandelten, ans Fenster und schauten ins Freie.

Draußen auf dem Stätteplatz war eben wieder eifriges Leben. Landleute verhandelten mit dem Lagermeister Kranz über Material für einen Fachwerkbau, und namentlich auch Latten wurden in Augenschein genommen.

Kranz ging hin und her, legte das Zollmaß an die Proben, schob die Mütze in den Nacken, kratzte sich an den Kopf, hörte auf Fragen und gab Antwort. Zuletzt rief er laut über den Platz und beorderte einen abgesandten Knecht wieder zurück, da die Landleute anders schlüssig geworden waren.

Überall wohin das Auge blickte, Thätigkeit! Zahlreiche Knechte und Arbeitsleute waren beschäftigt, Bretter von den Holzstößen abzuheben, andere schichteten solche auf, uud wieder andere machten sich an den Fuhrwerken zu schaffen, von denen sich zwei, die ihre Last lediglich auf mit eiseren Ketten verbundenen, lang auseinandergeschobenen Rädergestellen trugen, sich eben in Bewegung setzten, und zwei Dreispänner noch der Abfertigung harrten.

Endlich nahm auch der Ratszimmermeister Abschied, und nachdem noch Jahn einer alten Witwe, die sich melden ließ und ihm ihre Not geklagt hatte, mit freundlichem Zuspruch ein Almosen

in die Hand gedrückt hatte, konnte endlich Eisberg von neuem ins Kontor treten.

„Ja, ja, guter Eisberg, ich weiß“ — hub Jahn, sich sorgenvoll niederlassend, an. „Es drängt sich vieles zusammen. Ich muß Rat schaffen, wenn die drei Geldposten von der Regierung nicht dieser Tage einlaufen. Vielleicht könnte Hansen einmal auf die Hauptkasse gehen und fragen, ob schon Anweisung von oben herunter ist. Da fällt mir ein: Hat Ermler bezahlt? Noch nicht? Hm, hm, das ist ja sehr fatal! Schicken Sie doch auch da mal hin, und dann können wir auch auf Ehrecke in Flensburg wieder ziehen.“

„Der hat gestern eingesandt, Herr Stadtrat, freilich nur 1150 Mark.“

„So, so! Und dieses Plus haben Sie schon mit eingerechnet?“

„Ja, Herr Stadtrat. Und dann ist auch, wie ich schon sagte, so mancherlei Lauferei jetzt mit kleinen Rechnungen, die ich noch hingehalten habe. Die Kapital-Zinsen für die Hypotheken müssen doch auch abgehen. Die Steuern und anderes stellte ich noch zurück. Können Herr Stadtrat nicht vielleicht einen Posten von der Kieler Bank abheben? Wir haben doch noch gut.“

„Nein, Eisberg, darüber habe ich schon verfügt. Ich habe selbst noch einige eilige Sachen,

die ich Ihnen gerade aufgeben wollte. Die Notiz für Sie liegt bereits hier.“

Der Stadtrat suchte bei diesem Worten in den auf dem Schreibtisch liegenden Papieren. „Wir müssen sehen, wie wir uns drehen. Na, na, nur nicht gleich den Kopf hängen lassen. Ich werde es schon machen, guter Eisberg!“ fuhr Jahn nach einigen bedrückten Äußerungen seines alten Kassierers fort. „Zunächst erledigen Sie nur den Dollberg'schen Wechsel. Dafür ist ja Kasse vorhanden?

„Ja wohl, Herr Stadtrat!“ —

„Sonst noch etwas?“

„Nein, eigentlich sonst nichts. Morgen, Herr Stadtrat!“

„Morgen, Eisberg! Heut nachmittag sprechen wir weiter.“ —

Nachdem Eduard sich von seinem Vater getrennt hatte, ging er ins Haus und erzählte seiner Mutter das Begegnis mit demselben. Er beklagte sich über dessen verletzende Art und Weise, und schloß seinen Bericht mit den erregten Worten:

„Ah! Welch ein glücklicher Tag, an dem ich endlich auf eigenen Füßen stehen werde! Immer wirft Vater mir vor, daß ich ihm zur Last bin. Nicht wie einen erwachsenen Menschen, sondern wie einen Jungen behandelt er mich, und niemals

spricht er ernsthaft mit mir. Er spottet und witzelt, und ich kann diese Art nun einmal nicht ertragen! Laß ihn nur nicht erfahren, daß die Brieftasche verloren gegangen ist. Wenn ich Geld gehabt hätte, würde ich ja natürlich länger in Hamburg geblieben sein. Aber mit den paar Schillingen konnte ich dort nichts anfangen."

„Ein paar Schillinge, Eduard?" entgegnete die Stadträtin mit mildem Tadel. „Andere wissen sich wochenlang mit einer solchen Summe einzurichten! Ich will es Dir wahrhaftig wünschen, daß Du es all' Dein Lebenlang reichlich hast. Aber vorläufig ist das nicht der Fall, und es ist sehr zu wünschen, daß Du anfängst, Dir den Wert des Geldes klar zu machen. Was übrigens Deinen Vater anlangt, so bedenke, daß er seine Eigenart hat, wie andere die ihrige. Aber im Grunde meint er es gut und besitzt ein Herz wie wenige. Auch hat er augenblicklich schwere Sorgen, Eduard. Es ist nicht Laune, die ihn wünschen läßt, Du kämest endlich zum Selbsterwerb, sondern die Unmöglichkeit, zu allem anderen auch noch Deine großen Ansprüche zu befriedigen. Du mußt wissen, was vorgefallen ist. Nur Klarheit kann uns zu rechten Entschlüssen verhelfen." Frau Jahn erzählte nun ihrem Sohn von den ihr inzwischen von ihrem Manne auf ihre Bitten dargelegten Verhältnissen

und verschwieg auch nicht den Empfang, der ihm bei Onkel Fritz und Fräulein Guldang geworden. Diese Mitteilungen stimmten Eduard sehr herab; er sah alles plötzlich in einem anderen Licht, und Scham, aber auch der Drang, stieg in ihm auf, den Dingen durch eigene That eine andere Wendung zu geben.

Während Mutter und Sohn noch beisammen saßen, meldete das Mädchen den Besuch Ebba Gyldensterns, und die Stadträtin verständigte Eduard mit einigen raschen Worten. „Eine junge, sehr reiche Witwe aus Schweden, eine Verwandte von mir und Tante Guldang, die auf längere Zeit zum Besuch gekommen ist,“ erklärte sie. „Sie nahm auch neulich an der Landpartie Teil.“

Alsbald trat Frau Ebba ins Zimmer. Sie trug einen hellen Sommerhut mit einer Überfülle prachtvoller, schneeweißer Straußfedern und war sonst ganz in schwarze, knappsitzende Seide gekleidet. Diese Zusammenstellung, besonders da auch der reiche, mit glitzernden Schmelzperlen besäete Paletot an ihrem Körper wie angegossen saß, wirkte überraschend.

Eduard Jahn war ganz benommen von dem Anblick der schönen Schwedin mit dem feinen, zartgeschnittenen Gesicht, den kohlschwarzen Augen und dem der Familie eigenen blonden Haar.

Es entwickelte sich auch bald ein sehr leb-

haftes Gespräch zwischen ihnen, bei dem Eduard die ganze Artigkeit herauskehrte, die ihm zu Gebote stand.

„Hat man in Schweden überall einen so vollendeten Geschmack?“ fragte er launig. „Unsere jungen Damen kleiden sich,“ fügte er hinzu, „neuerdings, als ob die Modeblätter der letzten Jahre polizeilich konfisziert seien! Endlich einmal ein Kostüm, von dem man behaupten kann: Exquisit! Wenn ich Vergleiche anstellen dürfte, Frau Gyldenstern, würde ich sagen: Sie sehen aus wie ein herrlicher, schwarzer Schwan mit einem weißgefiederten Haupt!“

„Und Sie kommen aus Hamburg,“ erwiderte Ebba geschmeichelt, „wo Sie so viele schöne Toiletten vor Augen hatten? Das beweist mir, daß Sie nur Liebeswürdigkeiten sagen wollen.“

„Hamburg?“ warf Eduard leicht hin. „Der Hinweis auf diese Stadt dürfte wohl nicht zutreffend sein. Bekanntlich kleiden sich die Hamburgerinnen vielfach wie Gouvernanten. Wer einmal einer kleinen kapriziösen Laune nachgiebt, ja, nur einen phantastischen Stoff wählt, wird naserümpfend angesehen. Gediegen ist allerdings die Kleidung der Damen der Elbstadt, die man auch sogleich auf Reisen an dieser und an ihrer Sprache erkennt, aber durchweg poesielos ist sie wie ein preußisches Schilderhaus. Schwarz und

weiß und grau. Wer mehr wagt, wird in die Acht gethan."

„Jedenfalls eine selbständige Beobachtung, wenn auch vielleicht ein wenig übertrieben!" lachte Ebba. „Von Tante Guldang hörte ich, daß Sie uns verlassen wollen. Sie haben eine Stellung in Hamburg angenommen?"

„Nein, leider nicht," erwiderte Eduard, einer leichten Verlegenheit nachgebend. „Und doch bete ich jeden Tag und jede Nacht, aus dieser kleinen, langweiligen Stadt herauszukommen."

„Ah! Ah! Auch Sie bedienen sich dieses Ausdrucks? Neulich äußerte ich Ähnliches, ward aber sehr arg abgefertigt."

„Und von wem?"

„Ihr Freund, der Doktor Adler, fand empörend, daß ich nicht alles hier ganske overordentlig fände." Ebba flocht einige dänische Worte ein und that es absichtlich, weil sie wußte, daß Jahns Dänisch verstanden.

„Sie sprechen wohl alle Sprachen des Erdenrunds?" fiel Eduard mit geschickt gemachter Bewunderung ein.

„Ja. Selbstverständlich! Nur kalmückische Novellen kann ich noch nicht ganz ohne Hülfe eines Lexikons lesen —"

„Sonst alles? — Auch hindostanisch?"

„Natürlich. Auch bin ich Bergmann, Groß-

händler, Philosoph, Naturwissenschaftler, Arzt und Schriftsteller."

„Das ist nicht gerade viel, aber doch etwas!" gab Eduard in der witzelnden Art seines Vaters zurück. „Darf ich bitten, mir zu sagen, wie Sie zu all' diesen Kenntnissen gelangten?"

Ebba nickte. „Ich bin Bergmann, da ich selbst ein Kohlen- und ein Erzbergwerk in Schweden besitze, Großhändler, weil ich einen Teil meiner eigenen Geschäfte führe, Philosoph nach meiner Naturveranlagung, Naturwissenschaftler aus Passion, Arzt zufolge des Verkehrs mit meinem verstorbenen Gatten, Schriftsteller, da ich mich mehrfach in Zeitschriften versucht habe."

„Dann ist es also in der Ordnung, daß ich siebenmal mit der Stirn den Fußboden berühre. Ehre dem Ehre gebührt. — Und es geschieht hiermit!" Eduard Jahn machte eine Bewegung mit dem Kopf, und Ebba lachte frölich auf.

„Sie sind lustig! Das ist eine herrliche Eigenschaft, Vetter! Eigentlich sind wir ja doch Vetter und Kousine —? — Die Menschen in Föhrde sind alle so schrecklich ernsthaft. Als ob auf Lachen ein Zoll gelegt wäre! Auch der Doktor Adler hat eine so unbezwingliche Silberader —"

„Silberader?"

„Ja, ich brauche diesen Ausdruck, weil er ein

so prächtiger, tüchtiger Mensch ist. Er hat wirklich eine Silberader, gar eine Goldader in sich. Aber eben, er ist mir zu gemessen und allzu gediegen. Ich liebe als Philosophin eine heitere, weniger strenge Lebensauffassung."

„War ihr Herr Gemahl auch eine so fröhliche Natur?"

„Keineswegs! Und das hat mich noch mehr den frohen Karnevalszug des Daseins schätzen gelehrt. Ich sage Karneval, weil wir doch einmal alle Komödianten auf einer großen Bühne sind. Und ich finde auch nicht, daß die Gerechten im Volk deswegen in Sack und Asche zu gehen brauchen. Es bleibt trotz aller Heuchelei immer noch viel wahrhaft Menschliches zurück, und man muß sich des Guten freuen, dessen man habhaft zu werden vermag. Man kann ja auch nicht dem Blitz und Donner gebieten. Und doch sind diese Naturerscheinungen ein sehr lästiges Mienenspiel des Himmels."

„Eine praktische, aber sehr bequeme Lebensauffassung, Frau Kousine. Den eben zitierten Himmel werden Sie sich damit nicht verdienen."

Die schöne Frau zuckte die Achseln und erhob sich.

„Habe mich sehr — sehr — gefreut, einen so liebenswürdigen Vetter und Kavalier kennen

gelernt zu haben!“ sagte sie mit starker Betonung und in ihrer geschmeidigen Art. „Also, liebe Frau Stadtrat, wir dürfen Sie demnach alle zum Abendbrot erwarten? Bitte, empfehlen Sie mich Ihrem Mann, und bestellen Sie die Grüße von Tante Guldang.“

Frau Jahn, die, ohne sich hineinzumischen, dem Gespräch zugehört hatte, machte ein verlegenes Gesicht. „Ich weiß wirklich nicht, ob Jahn nicht zu übermorgen schon etwas verabredet hat. Ich werde Nachricht schicken, liebe Ebba. Minna oder Dagmar sollen Bescheid geben.“

Eduard brachte Ebba noch bis an die Staketpforte, ja, geleitete sie unter lebhaftem Sprechen sogar über den Präsidentenweg. Als sie endlich still standen, um Abschied zu nehmen, sagte er: „Wie lange wird die wundervolle Sonne über der guten, kleinen, langweiligen Stadt Föhrde scheinen?“

„Die Sonne? Ich denke bis an der Welt Untergang. Hoffen wir es wenigstens!“

„Ich meine, die noch viel schönere Sonne aus Schweden? Ach wenn sie ganz hier bliebe! Wie würde sich diese kleine Welt verwandeln — —“ fügte er mit einem leidenschaftlichen Ausdruck hinzu.

Ebba sah ihrem Verwandten gerade und fest

ins Auge. In ihren forschenden Blicken lag etwas, das ein Mann wie Eduard verstand.

Jedenfalls war's keine Abneigung, und das bewies auch der Händedruck, den sie ihm zurückgab, als er ihre Rechte faßte.

Sechzehntes Kapitel.

Am Nachmittag des kommenden Tages be-befand sich Felix Kartheuser in fieberhafter Aufregung. Eben hatte er seinen Cornelius Nepos durchgenommen, einen französischen Aufsatz abgeschrieben und einige Homerische Verse mit Hülfe von Schellers Lexikon und der Voß'schen Übersetzung präpariert. Die Schularbeiten waren fertig, seine Gedanken richteten sich nun aufs — Theater. An allen Straßenecken waren Zettel angeschlagen:

Stadttheater in Föhrde.

Heute zum erstenmal. Auftreten der aus 18 Personen bestehenden Gesellschaft Cortrelli unter der Direktion von Alondus Cortrelli, k. russischen Parterre-Gymnastiker.

Erste Abteilung:

1. Der Sprung ins Himmelreich.
2. Die Pyramide.
3. Die Hunde Victor und Petro in ihren außerordentlichen Leistungen.

4. Der Clown Abeitus mit den noch nie dagewesenen Saltomortalen.
5. Amanda Cortrelli als Equilibristin.
4. Die Gebrüder Materno in ihren plastischen Attitüden.

u. s. w. u. s. w.

Am Schluß, in der dritten Abteilung, war eine große Pantomime angekündigt.

Aber ins Theater zu gelangen, war durchaus nicht so leicht. Felix hatte kein Geld, und Frau Doktor Kartheuser für unnütze Dinge niemals eine offene Hand.

Auch mit Karl Valentinis Hülfe sich hineinzuschleichen, war unmöglich, weil sich nach dem letzten Streit völlige Feindschaft zwischen den Knaben entwickelt hatte. Bereits seit Tagen war kein Wort zwischen ihnen gewechselt worden. Felix hatte schon mehrere Nachmittage mit Julius von Rosen zugebracht, der, wie er selbst, ein eifriger Schachspieler war und im übrigen auch jedem tollen Einfall, der Felix durch den Kopf ging, ein williges Ohr lieh.

Der Knabe sann und grübelte, aber nichts wollte ihm einfallen. Beim Zigarrenhändler Paulsen im Hause war eine Verkaufsstelle, aber derselbe hatte kein Recht, Freibillete zu vergeben. Als der Junge gar keinen Ausweg fand, beschloß er, in den Valentinischen Garten zu gehen und sich wieder mit Karl gut Freund zu machen.

Am Ende war doch er der Beleidigte und nicht jener.

Als er einen hinter den Grundstücken hinlaufenden Spazierweg betrat, erblickte er nicht weit entfernt mehrere junge Mädchen, die Taxfilax (Greifen) spielten, und unter ihnen — Felix' Herz pochte — Minna Jahn.

Er sah, wie ihre blonden Zöpfe flogen, wie ihr reizendes Gesichtchen glühte, und er verglich ihre graziösen Bewegungen mit denen von Agnes von Rosen, Margarethe Schmidt, Erma Tauland und Emma von Thünen, die sich mit ihr dort umherjagten. Wahrscheinlich waren sie am Nachmittag zur Arbeitsstunde bei Tine Rambusch gewesen, deren Häuschen in der Nähe des Valentinischen Hauses lag, und hatten sich, wie es häufig geschah, hier in dem sogenannten „Fahrweg" ein Stelldichein gegeben. Nun eben erschien auch Karl Valentini neben der weißbemalten Pforte des väterlichen Gartens und schaute zu den Mädchen hinüber. Noch hatte er Felix, der zaudernd an der Dornhecke des Kartheuserschen Grundstückes stand, nicht bemerkt.

Wohl! Jetzt oder nie! In raschem Lauf eilte Felix auf seinen Kameraden zu und sagte: „Wollen wir uns wieder vertragen, Karl? Ist doch Unsinn, daß wir uns erzürnt haben."

Karl zuckte mit wenig zuvorkommender Miene

die Achseln und nahm aus der Westentasche einige gebrannte Zuckermandeln, von denen er aber nicht, wie sonst, Felix anbot.

„Na — willst Du?“

„Ja, wenn Du mich um Verzeihung bittest!“ gab Karl, eifrig knabbernd, zurück.

Er behandelte die Versöhnung als eine Vergünstigung seinerseits und sprach in einem sehr herablassenden Ton. Aber Felix beherrschte die in ihm aufsteigende Empfindlichkeit und sagte: „Ich will Dich um Entschuldigung bitten, daß ich Dich gehauen habe, sonst aber gabst Du die Veranlassung zu unserem Streit. Das mußt Du doch selbst einräumen.“ Karl Valentini nahm jedoch den Fall außerordentlich ernst.

„Du hast mich nicht allein gehauen, Du hast mich auch beleidigt!“ erwiderte er kühl und und in merkwürdiger Unterscheidung. „Sagest Du nicht damals: ‚Dummes Gör‘ von Minna Jahn?“

„Ja, aber ich wollte Dir doch die Locke nicht schenken! Und das behauptetest Du; darauf kam es gerade an!“

„Das ist freilich richtig!“ bestätigte Karl, langsam betonend und in ehrlicher Überlegung. „Das fuhr mir so heraus —“

„Na, komm, laß uns wieder gut sein,“ schloß Felix und trat seinem Kameraden näher.

Nun gaben sich die Knaben die Hand, und

ein guter, liebenswürdiger Zug trat in ihre Mienen.

„Und Du nimmst mich heute mit ins Theater, nicht wahr, Karl?“ bat Felix, mehr seinem Eifer als seiner Klugheit nachgebend, unmittelbar nach der Versöhnung.

„Ja, wollen mal sehen. — Wenn mein Vater und Theodor nicht da sind, gehen wir durch die Backstube in den Parket-Korridor. — — Sollen wir zu denen drüben?“

„Ja, komm!“ Alsbald flogen die Knaben zum Spielplatz der Mädchen.

Als sie dort anlangten und die Mützen zogen, unterbrachen jene ihr Spiel und gaben die Grüße stumm und, bis auf Agnes von Rosen, ziemlich gemessen zurück.

Auch fand zu beider Jungen Enttäuschung keine Aufforderung statt, an dem Greifen Teil zu nehmen. Vielmehr machte sich eine deutliche Zuückhaltung bei den Mädchen bemerkbar, die auch Felix trotz seiner vielfachen Versuche nicht zu beseitigen vermochte.

„Geht Ihr heute ins Theater?“ fragte er endlich in der Sicherheit, daß diese Angelegenheit alle sehr interessieren werde.

Aber da sich die Mädchen in ihrem Gernegroß gegen das Einverständnis sträubten, daß die Sache nicht von ihnen selbst abhänge,

fand diese Frage eine nicht minder kühle Ablehnung.

„Kriegst Du keine Erlaubnis?“ fuhr Felix fort und machte sich an Minna heran, die sich dicht an die Gartenhecke gelehnt hatte, von dieser einige junge Sprößlinge abzupfte und sie in den Mund schob. Eine stumme Bewegung des Kopfes erfolgte. Minna schien sich der tieferen Beziehungen, die doch zwischen ihr und Felix seit der Waldszene bestanden, gar nicht mehr zu erinnern! Sie begegnete ihm in der alten, schnippischen Art und stand in ihrer Schönheit da, als ob die ganze Welt sich ihr zu Füßen legen müßte.

Ach! Sie war zum Anbeißen, und in diesem Trotz nur noch verführerischer!

„Wollen wir fragen, Minna?“ schob Agnes von Rosen jetzt vermittelnd ein. Und zu beiden Knaben gewendet: „Geht Ihr hin?“

Die ausschließliche Beschäftigung der Jungen mit Minna und Agnes hatte zur Folge, daß die übrigen Mädchen sich plötzlich in auffallender Weise abwandten. Sie schoben sich zusammen, flüsterten geheimnisvoll, kicherten und benahmen sich, als ob jene gar nicht zu ihnen gehörten.

Eine wenig glückliche Rolle spielte Karl Valentini, der immer unter dem Eindruck stand, daß er nicht so viel sei wie des Doktors Sohn, und

deshalb leicht einer verlegenen Scheu nachgab. Und das fühlte Felix, und es trieb ihn in seiner Ritterlichkeit, den eben versöhnten Freund mehr in den Vordergrund zu stellen.

„Wenn Karl wollte," hub er zu allen Anwesenden gewendet an, „könnten wir oben vom Lampenboden zugucken. Da sieht man sehr schön. Man setzt sich in die Hucke und — —" Aber er kam nicht weiter.

„Ne, dafür danke ich wenigstens!" rief Emma von Thünen, die trotz der ihr eben von Tine Rambusch und dem Lehrerkollegium diktierten Strafe den alten Übermut nicht eingebüßt hatte und die Nase recht hoch trug. Auch Margarethe Schmidt, ein blasses, aufgeschossenes Mädchen mit zahllosen Sommersprossen im Gesicht und einem nicht minder selbstbewußten Ausdruck in den Mienen, stimmte der Ablehnung laut und sehr von oben herab bei.

„Wenn wir überhaupt ins Theater gehen wollen, können wir auch bezahlen," warf sie schnippisch hin.

„Na, ja," gab Felix, seine Empfinglichkeit unter pathetischer Rede versteckend, zurück. „Prinzessinnen fahren in goldenen Kutschen, und Bürgerliche laufen."

Als Agnes von Rosen sah, das Felix sich gekränkt fühlte, stellte sie sich sogleich auf seine Seite.

„Ich will gern!“ erklärte sie und richtete auf den von ihr im stillen geliebten und bewunderten Knaben einen lebhaft zustimmenden Blick. — „Geht's wirklich, Karl?“ fuhr sie fort.

Nun war für Karl Valentini die Zeit gekommen!

„Ich kann vier Plätze in der Parkettloge besorgen, nicht auf dem Lampenboden —“ sagte er, „für Felix, für mich — — und wenn Ihr beide mitwollt — —“

„Ja, ja —! „rief Agnes feurig und schenkte dem Knaben einen freundlichen Blick. Aber gleich darauf wandte sie sich zu Minna, die noch immer in ihrer stolz bewußten Ruhe dastand.

„Komm mit, Minna, bitte!“ flüsterte Felix. „Lauf gleich nach Hause! Deine Mama erlaubt es! Wir bringen Dich nachher an die Villa zurück. Willst Du?“

Das kleine, kapriziöse Kind drehte den schneeweißen Hals hin und her und machte allerlei Bewegungen mit den Lippen, durch die sie an den Tag legen wollte, daß sie die Sache überhaupt nicht sehr reize. In Wirklichkeit aber brannte sie vor Verlangen.

„Na, wollt Ihr noch spielen, oder nicht? Das hat ja keinen Zweck, hier herumzustehen,“ tönte es nun aus der Gruppe der Gegnerinnen.

Aber jetzt machte sich Felix, der ein Meister

im Nachahmen war, doch wieder zum Herrn der Situation. Er kopierte plötzlich Tine Rambuschs Gang und sagte ganz in dem etwas knarrend schleppenden Ton, den sie anzunehmen pflegte, wenn sie etwas tadelte:

„Kinder, Kinder, haltet doch hübsch zusammen! Wie steht in der Schrift? Liebet Euch untereinander, und wenn Karl Valentini Plätze im Parkett anbietet, so danket ihm für seine Güte ewiglich —"

Wirklich ward dadurch das Eis gebrochen; die Mädchen mußten wohl oder übel lachen und nur Minna, die es heute nun einmal darauf abgesehen zu haben schien, Felix zu ärgern, drehte den Kopf nach der Gartenseite. Zeigen wollte sie ihm wenigstens nicht, wie sehr sein Vortrag sie belustigt habe. Als sie sich wieder zurückwandte, lag der alte, gleichgültige Trotz in ihren Zügen.

„Darf ich Euch also erwarten, Minna?" fragte nun Karl Valentini, Mut fassend. „Zehn Minuten vor sieben in unserem Garten. Einverstanden?" Er zupfte an seinem Halstuch und schob an seiner Tertianermütze.

„Wollen wir, Agnes?" fragte Minna unschlüssig.

„Natürlich! Natürlich! komm rasch! Es ist schon gleich sechs Uhr," und Agnes drängte die

Freundin, sich mit ihr zu entfernen. Dadurch ward auch das Signal zum Aufbruch für die Übrigen gegeben, und Abschiedsbegrüßungen er-erfolgten mit einem Ernst und einer Würde, als seien die Knaben Staatsräte, und die Mädchen Damen des Hofes.

Als Felix und Karl sich am Valentinischen Garten trennten, sagte der erstere:

„Wie willst Du es machen, Karl? geht es wirklich?"

Karl nickte. „Ich will gleich mit dem Billeteur sprechen. Er wird schon da sein! Es ist unser Einladebote, wenn wir Bälle haben. Ich schenke ihm mein Sonntagstaschengeld. Er darf auch ein paar Billete verschenken."

„Du, da will ich beitragen!" erklärte Felix, in dessen Charakter Großmut ein hervorstechender Zug war. „Ich gebe Dir die Hälfte, sobald ich was habe —"

„Ne, laß man!" entschied Karl, den das Angebot rührte. „Ich mache das schon allein."

Und dann trennten sie sich in der frohen Erwartung der kommenden Dinge. —

Ein halb Stündchen später trafen die Knaben vor dem Valentinischen Garten wieder zusammen.

„Noch nicht da?" fragte Felix, der an einem Butterbrode mit starker Rinde knabberte, das er sich von Stine hatte geben lassen.

„Ne!"

„Und ist alles in Ordnug?"

Karl nickte. „Wir können durch die Backstube gehen. Er kann uns auch so durchlassen, wenn die Plätze nicht besetzt werden; sonst auf der ersten Bank im Parkett in der Ecke."

„Famos!" gab Felix zurück, den letzten Rest des Brotes hinunter schluckend, und schaute wiederholt den Fahrweg hinab.

Eben zeigten sich am Ausgang, in der Nähe einer dort befindlichen, großen Lohgerberei, zwei Gestalten, in denen Felix mit seinem scharfen Auge Minna und Agnes erkannte.

„Komm, wir wollen ihnen entgegen laufen," ermunterte er Karl, und wie die Hirsche stürmten sie davon.

Als sie die beiden Mädchen erreicht hatten, griff Felix in die Tasche seiner Jacke und zog ein paar eben im Kartheuserschen Garten gepflückte Rosen hervor.

„Darf ich?" fragte er und wollte sie den Mädchen zwischen die Knöpfe ihres Mieders stecken.

Agnes' Gesicht glühte, und sie nahm dankend an, was ihr der Knabe bot. Minna aber sagte kurz und abweisend: „Ne, laß man! Ich brauch' keine! Ich hab' selbst welche." Dabei zeigte sie auf ihr helles Kleid, in dem ein paar Primeln die Köpfe hängen ließen. Felix sah Minna an,

und für Augenblicke sank seine frohe Stimmung tief herab. Unberechenbar war sie doch!

Zum Glück verwischte die stets vor dem Eintritt in das Theater entstehende Spannung den niederschlagenden Eindruck wieder, den Felix empfangen hatte. Karl hieß sie auf dem Hofe vor der Backstube warten. Er mußte erst sehen, ob auch alles in Ordnung sei. Aus dem Theaterraum erschollen bereits die rauschenden Töne einer Ouvertüre; jeden Augenblick konnte die Vorstellung beginnen. Die Erwartung war eine gewaltige, namentlich Felix ging unruhig auf und ab. Endlich erschien Karl wieder.

„Kommt! Kommt rasch!“ rief er und eilte voran. Wir können ganz vorn im Parkett sitzen.“ Den Mädchen wäre die mehr im Dunklen liegende Seitenloge wegen der im Theater vermutlich sich befindenden Bekannten lieber gewesen; aber nun war's nicht mehr zu ändern. Mit gut unterdrückter Verlegenheit traten sie, von dem Logenschließer ohne Schwierigkeit durchgelassen, ins vollbesetzte Theater und nahmen ihre Plätze unmittelbar hinter dem Orchester auf der ersten Bank ein.

Zu Felix' Verdruß kam er neben dem Zigarrenhändler Paulsen zu sitzen, der für seine Verkaufsbemühungen ein Freibillet hatte.

Paulsen machte in Gegenwart anderer gern

witzelnde Bemerkungen und hatte dann häufig einen sehr unpassend herablassenden Ton. Auch heute war dies der Fall.

„Na Felix! Wieder mal durchgeschlichen?“ sagte er so laut, daß es die Mädchen hören mußten. „Bist doch ein unglaublicher Bengel.“

Diese seine Würde nicht erhöhende Bezeichnung ärgerte Felix so sehr, daß er am liebsten Paulsen mit einigen scharf abweisenden Worten abgetrumpft hätte. Aber nun schwieg die Musik, der Vorhang hob sich, und seine Aufmerksamkeit richtete sich auf die Bühne.

In hellschimmernden, silbernen Schuppenkostümen erschienen zunächst Equilibristen. Sie hatten tiefschwarzes Haar, scharf geschnittene Nasen und kraftvolle, nervige Gestalten. Felix rissen ihre ‚fabelhaften‘ Leistungen, ein von dem Knaben sehr gern gebrauchtes und neuerdings äußerst beliebtes Wort, zu stürmischer Bewunderung hin. Auch fand er es in seiner Eigenschaft als durchgelassener Theatergast anständig, jedesmal laut und anhaltend zu applaudieren. Agnes folgte seinem Beispiel mit lebhaften Geberden, während Minna, die auch mit glühenden Augen dasaß, diese lauten Beifallsbezeugungen durchaus nicht mochte.

„Gott, mach doch nicht solchen schrecklichen Lärm, Felix,“ flüsterte sie ungeduldig.

„Du bist heute wieder recht unfreundlich," erwiderte der Knabe. „Und wie gewöhnlich ohne Ursache.

„Durchaus nicht ohne Ursache!" ertönte es schnell und patzig zurück.

Aber nun ward das Gespräch durch eine neue Nummer unterbrochen, und erst als der Vorhang sich abermals senkte, nahm Felix dasselbe voll Ungeduld wieder auf.

„Was habe ich Dir denn gethan, Minna?" drängte er, „Du kannst es mir doch wenigstens sagen —"

„Ach! — —"

„Bitte, Minna!"

„Hast Du nicht noch mehr Blumen für Agnes von Rosen? Lauf doch schnell hinaus und pflücke welche."

„Was sagst Du?"

„Heute nachmittag warst Du ja auch immer um sie herum."

„Das ist nicht wahr!"

Jetzt begann wieder die Musik, und zwei Hunde erschienen auf der Bühne. Diese Vorführung nahm Felix in solchem Maße gefangen, daß er sogar den Ärger über Minnas ungerechte Lieblosigkeit vergaß. Das sollte Fritjhoff auch lernen! Aber wie konnte man einem unvernünftigen Tiere so etwas beibringen? Solche Gedanken gingen durch seinen Kopf.

Trotz Minnas Verbot klatschte er wiederholt, und als sich der Komiker mit seinen Vierfüßlern zurückzog, ruhte er nicht eher, als bis der Vorhang sich wieder aufrollte, und jener nochmals erschien und sich bedankte.

Auch wurden die Tiere noch einmal vorgeführt und zwar in allerliebsten Kostümen. Der eine Hund, ein Spitz, gab mit seinen dünnen, glattrasierten Beinchen eine alte, vornehme Dame im Reifrock, und der andere, der den Diener vorstellte, trug in der einen Pfote ein kleines, mit einem Licht versehenes, viereckiges Laternchen und hielt mit der anderen die Schleppe Ihrer Hoheit der Frau Herzogin von Angoulême, unter welchem Namen der Künstler den Spitz einführte. Dieser Anblick entzückte auch Minna so sehr, daß sie unwillkürlich Felix' Hand ergriff und mehreremal: „O Du, wie reizend, wie entzückend!“ herausstieß.

Der Knabe behielt hochbeglückt ihre Hand in der seinen und flüsterte unter dem Tusch, mit dem die Kapelle den stürmischen Beifall des Publikums begleite:

„Ich konnte doch Dir nicht allein eine Blume schenken, und Agnes keine, Minna! Das ging doch nicht! Und vorher? Ich weiß nicht, daß ich Dir zu nahe getreten bin. Ich wollte es nicht. Ich war traurig, daß Du so eklig gegen

mich warst. Bist Du nun wieder gut?" Und da gab sie den Druck mit leidenschaftlicher Heftigkeit zurück, so zwar, daß dem Knaben fast die Hand schmerzte, und mit einem versteckten, blitzschnellen und zärtlichen Blick streifte sie sein Angesicht.

Ein unnennbares Gefühl flog durch des Knaben Brust, und sein Glück wäre vollkommen gewesen, wenn er nicht plötzlich Karl Valentinis und Agnes' Blicken begegnet wäre. Im Auge des ersteren saß etwas Böses, die Eifersucht regte sich in ihm. In Agnes' Mienen aber lag eine stille Trauer. —

In der Pause ging Felix hinaus und bat Paulsen, der sich ebenfalls erhoben hatte, ihm zwei Schillinge zu leihen. „Ich gebe sie Ihnen Sonntag von meinem Taschengeld zurück. Bestimmt!"

„Na, was hast Du denn nun wieder für Unsinn vor?"

Der Knabe zog die Lippen, dankte und lief an den von Menschen umdrängten Ladentisch. „Für zwei Schilling Fruchtbonbons!" bat er Mamsell Marie. „Und en bischen viel, bitte!" mahnte er, während jene trotz des vielen Hin und Her rasch nach dem Glashafen griff und dann, freundlich dem Jungen zunickend, die Düte hinreichte. Sie mochte ihn gar zu gern und lachte schon, wenn er nur den Mund aufthat.

Aber erst beim Beginn der Pantomime führte Felix seine Absicht aus, Minna mit diesen Bonbons zu beschenken.

„Bitte, nimm!“ flüsterte er. „Und nur für Dich!“ betonte er stärker, um die Rosengeschichte dadurch völlig aus der Welt zu schaffen.

Das Kind schob sich, statt zu sprechen, ganz dicht an ihn heran und sah, weil es sich beobachtet wähnte, gerade aus. Aber seine roten Lippen öffneten sich, und in dem dunklen, flammenden Auge blitzte etwas auf, das Felix nur allein erriet und das ihn mit wahrer Seligkeit erfüllte. Dann aber öffnete sie die Düte und bot unter einem jetzt wiederum im Gegensatz stark betonten: „Für ‚uns!‘ Von Felix!“ zunächst Agnes und dann Karl Valentini von den Schätzen an.

Als am Schluß der Pantomime zwei bildschöne junge Mädchen auftraten, wurden des Knaben Sinne namentlich von der einen, welche die Kolumbine gab, ganz gefangen. Unter dem strahlenden Licht und in den buntseidenen Kostümen erschienen sie ihm mit ihren graziösen Pas und ihrem bezaubernden Lächeln ganz hinreißend, und Felix’ Phantasie ward in dieser halben Stunde so rege, daß selbst Minna in den Hintergrund trat.

Geradezu empört war er, als Paulsen beim Verlassen des Theaters hinwarf:

„Die beiden Mädel arbeiten wirklich recht nett, und namentlich der jüngere Balg versteht seine Sache! Auch die Pantomime war nicht so ganz übel!“ —

Karl Valentini lehnte zu Felix' Überraschung ab, Agnes und Minna mit nach Hause zu geleiten; er nahm deren Dank mit höflicher Zurückhaltung entgegen, entschuldigte sich mit noch zu erledigenden Schularbeiten und eilte mit deutlich verdrossenem Ausdruck ins Wohnhaus.

So trat denn Felix allein mit ihnen den Weg an. Aber er wußte es so einzurichten, daß sie zunächst an die Rosensche Wohnung gelangten und hier sich von Agnes verabschiedeten. Das Kind reichte in seiner liebenswürdig bescheidenen Art Felix die Hand zum Dank und schlüpfte mit einem „Auf baldiges Wiedersehen,“ und noch einmal rasch sich umschauend, um einen Blick von ihm zu erhaschen, ins Haus.

Nun war Felix mit Minna allein und schritt mit ihr den Fluß entlang. Der silberne Mond lag über dem Wasser, als wollte er die leise plätschernde Flut zu sich emporziehen, und die von seiner glänzenden Scheibe übergossene Gegend schwamm ringsum in einem märchenhaften Lichtglanz. Die Schiffe ruhten regungslos an den

Pfeilern und Brücken, nur die Boote schaukelten leise. Aus den kleinen Gebäuden in der Hafenstraße blitzten die letzten, stummen Zeichen noch wachenden Lebens auf, und nur die Heimchen in den nahegelegenen Gärten rieben ihre Flügeldecken und unterbrachen das geheimnisvolle Schweigen der Natur.

„Bist Du mir noch immer böse, Minna?“ flüsterte der Knabe, dem es unruhig in der Brust auf und ab ging, und der erst nach langem Zaudern diese Frage wagte. „Oft bist Du doch sehr ungerecht gegen mich!“

Sie ging langsam neben ihm her und antwortete nicht. Sein irrender Blick fiel auf das schimmernde Weiß ihres Halses und Angesichts, er sah die kräftigen Zöpfe, die ihr tief über die Schultern herabfielen. Und so fest und selbstbewußt, und doch so ganz anders als sonst schritt sie an seiner Seite.

Nun verdunkelte eine riesige, vieläſtige, tiefer sich herabneigende Kastanie den alleeartigen Weg, der sich von der Hafenstraße bis an die Jahnsche Villa hinzog, und eine schwarzgeteerte Planke, welche die Gärten von jener schied, machte den Ort fast finster.

Und da stand das Kind still, schaute sich hastig um, und hauchte leidenschaftlich:

„Versprich mir, nie, niemals wieder Rosen

an Agnes zu schenken! Nur mir, mir ganz allein!“

Er spürte den warmen Hauch ihres Atems, er sah trotz der Finsternis die silbernen Sterne, die in ihren Augen funkelten, und er schwur in dem namenlosen Rausch seines Glückes den kindlichen Schwur, den sie verlangte.

„Ach, ich bin Dir gut, furchtbar gut!“ flüsterte sie weich. „Aber Du mußt auch nur mir gut sein, Felix. Sag es rasch, rasch — noch einmal. — Wir — nur wir beide! — Und erzähl's niemandem! Es ist unser Geheimnis. Und wenn ich böse auf Dich bin, Felix — so ist es doch nur, weil ich — weil ich —“

„O, Minna, Minna!“ drängte es sich wonnetrunken aus des Knaben Munde, und er faßte stürmisch ihre Hand, die sie ihm ließ.

Alsdann gingen sie, so verbunden, wortlos bis an die Villa, und plötzlich, fast ohne adieu, schlüpfte Minna über den mondbeschienenen, hellen Kiesweg des Gartens ins Haus.

Auf der Treppe aber stand sie still und nickte ihm noch einigemal zu, und er nickte zurück und nahm, wie benommen von seinem Glück, langsam den Weg nach Hause.

Vor der Hausthür wartete Fritjhoff und stürmte ihm entgegen. Einem Geschöpfe mußte der Knabe sein Glück anvertrauen. Er setzte sich

auf die Stufen nieder, ergriff des Hundes Kopf, vergrub sein Haupt in dessen weiche Haare, und während er das zitternde Frohlocken des stummen Tieres über seine Zärtlichkeit empfand, genoß er doppelt den namenlosen, unendlichen Rausch der ersten, noch unbewußten Liebe!

Siebzehntes Kapitel.

Als Felix am nächsten Tage nachmittags mit Fritjhoff vor der Hausthür stand und, nach Neuem auslugend, auf die Straße guckte, sah er, daß sich die Thür in dem kleinen, geheimnisvollen Hause des Grafen Caffaroni öffnete, und daß sich dieser von einer heraustretenden jungen, verschleierten Dame mit sehr artigen Komplimenten verabschiedete.

Bei näherer Beobachtung wollte es Felix vorkommen, als gehöre das Fräulein zu der Gesellschaft Cortrelli, und brennend vor Neugierde eilte er in Paulsens Laden, um sich darüber Auskunft zu verschaffen.

Paulsen war ein kleiner, korpulenter Mensch, dem die Eitelkeit auf dem Gesicht geschrieben stand. Obgleich über die vierzig hinaus, war ihm kein Bart gewachsen, und sehr seltsam wirkten an dem ungewöhnlich breiten, aufgedunsenen Antlitz

seine kleinen Ohren, auf die er eben so stolz war, wie auf seine ebenfalls sehr proportionierten Füße, die ihm bei seiner Bauchfülle allerdings selten zu Gesicht kamen. Er trug allzeit weiße, waschbare Halskrawatten und weiße, aber sehr der Wäsche bedürftige Westen, war gegen die Kundschaft übermäßig höflich und bediente sich stets derselben Redensarten. „Leichte, mittel oder schwere? Mittel? Mit Vergnügen. Bitte ergebenst! Danke verbindlichst! Empfehle mich ganz gehorsamst! Bitte mich ferner beehren zu wollen.“ Solches wiederholte sich unabänderlich und so regelmäßig, wie die Pendelschwingungen der alten Wanduhr in Nußbaumholz, die links zwischen zwei bequem eingesessenen, dunkel bezogenen Lehnstühlen in dem mit Kasten, Kisten und Rauchtabak bis an die Decke angefüllten Laden stand.

Auf der rechten Seite aber hatte eine sehr große, dickbauchige Tonne ihren Platz, in welcher Paulsen Kautabak aufbewahrte, und über die er sich bei Felix’ Eintritt gerade tief hinabbeugte, um den noch darin befindlichen Rest hervorzuholen.

„War eben eine von den Künstlerinnen bei Graf Caffaroni, Herr Paulsen? Haben Sie sie nicht gesehen?“ fragte Felix.

„Eine schöne Sorte!“ betonte Paulsen, mehrere Stücke Kautabak betrachend und den hervorgezogenen Kopf wieder in die Tiefe hinabsenkend.

„So? Ist das ein besonders guter Kautabak?“

„Unsinn, ich spreche ja von den Frauenzimmern,“ ertönte es aus der Tonne.

„Wie können Sie so etwas sagen?“

„Na, sind es etwa — vierzehn, fünfzehn. Zähle mal mit, Felix, und lege die Posten, zehn zu zehn, auf den Ladentisch! Sechzehn, siebzehn, achtzehn, neunzehn — sind es etwa keine Frauenzimmer?“

„Gewiß — aber —“

„Was? Aber! Besuchen den französischen Hansnarren, den aufgedunsenen Pfau, den Caffaroni! Sollten sich schämen. So jung! — Sechsundzwanzig, siebenundzwanzig —“

„So alt sind sie schon?“

Unsinn! — Neunundzwanzig. Sind es neunundzwanzig? Zählst Du mit, Felix?“

„Ja!“

„Dreißig — einunddreißig! Der alte Fuchs! Thut immer so heilig, als ob er nicht bis — vierunddreißig, fünfunddreißig — drei zählen könnte! Na, der soll mir mal jetzt in den Weg kommen, ich werd' ihm — sechsunddreißig —“

Aber weiter kam er nicht. Während Felix die ihm aus der Tonne herausgereichten Stücke nach der ihm gewordenen Weisung sortierte, hörte er hinter sich einen Schreckensruf und sah, als er sich umwandte, zwei Beine hülflos in der Luft

schweben. Der Besitzer des Ladens und Gegner des Grafen Caffaroni hatte das Gleichgewicht verloren und war mit vorgestreckter Hand kopfüber in die Tonne gerutscht.

Und gerade in diesem Augenblick erschien Graf Caffaroni, der bisher nie einen Fuß über die Schwelle des Ladens gesetzt hatte und deshalb von Paulsen unauslöschlich gehaßt wurde, in dem Geschäft und fragte, in höflicher Weise seinen weißen, hohen Zylinderhut lüftend, den Knaben, ob Paulsen anwesend sei.

Felix zeigte auf die einzig sichtbaren Teile des Paulsenschen Körpers und schmunzelte so vergnügt, daß auch über das ernste Gesicht des Grafen ein stilles Lächeln glitt.

Fast gleichzeitig erschien Uz, wie immer in Hemdärmeln und Arbeitsschürze und begleitet von Perle, der eine Klingel an rotem Bande um den Hals trug. Er grüßte den Grafen ehrerbietig und rief, rasch die Situation überschauend, und an den Bauch der Tonne klopfend:

„Na, Jonas in de Walfischbuk? Wat makst Du denn? Kumm! Herr Graf Caffaroni is da.“

„Um Gotteswillen, Felix, kehr die Tonne um!“ rief Paulsen der mit fortwährend strampelnden Beinen vergeblich bemüht war, sich aus seiner Gefangenschaft zu befreien.

Nun faßten Uz und Felix gemeinsam an,

legten die Tonne mit Vorsicht auf die Seite, und Paulsen in getreuer Gefolgschaft einer Lage fest aneinander klebenden Kautabakstücke, wand sich stöhnend und prustend heraus. Ein übermäßiges Erstaunen aber malte sich in seinem Angesicht, als er den Grafen — wie stets auch heute in seinem untadelhaft gehaltenen, schwarzen, von jedem Stäubchen freien Gehrock und mit der in Föhrde sprüchwörtlichen, blitzenden Diamantnadel auf der dunklen Atlas-Krawatte — in ruhiger Haltung vor sich sah.

Paulsen dienerte, als ob der liebe Herrgott vom Himmel heruntergestiegen sei, flog hinter den mit der blankpolierten, messingnen Wagschale besetzten Ladentisch und fragte unterthänigst, womit er dem Herrn Grafen dienen könne?

Der Graf suchte eine Kiste ziemlich teurer Zigarren aus und gab Auftrag, selbige dem Direktor Cortrelli in seinem Namen zuzustellen.

„Werde den ehrenden Auftrag sogleich bestens ausführen, mein werter Herr Graf. Danke sehr verbindlichst. Ganz richtig. Äußerst verbunden für geschätzten Besuch. Empfehle mich ganz gehorsamst! Bitte auch bei fernerem Bedarf sich geneigtest meiner erinnern zu wollen!“ Er verneigte sich wiederholt und begleitete seinen neuen Kunden unter vielen ferneren und überflüssigen Redensarten an die Thür.

„Ist das ein Mann! Was, Felix? Der ‚Arisdograt‘ vom Kopf bis zur Zehe! Ah, welche Noblesse! Welch’ ein Edelmann! Es geht nichts über eine solche feine Kundschaft!“

Aber Felix hörte wenig von dem, was der in seinen Ansichten über Menschen so konsequente Paulsen äußerte. Seine Gedanken gingen einzig und allein auf den Wunsch, die bestellte Ware bei den Künstlern abgeben zu dürfen. Er würde dann sicher in die Nähe der ihn so geheimnisvoll anziehenden Mädchen gelangen! Wie dies zu ermöglichen sei, drüber hatte er schon den ganzen Tag nachgesonnen.

„Na, nu heft Du ja wull ok en beten Tid för mi, Paulsen!“ sagte der Buchbinder, das unrasierte Unterkinn herabziehend, und legte zwei Schilling auf den Ladentisch.

„Hier, Uz! — Nimm’t man nich övel,“ erwiderte Paulsen, die dem Grafen zugewendete Bevorzugung entschuldigend. Und der Buchbinder steckte auch noch eins von den auf dem Ladentisch liegenden Stücken Kautabak mit den Worten: „Dat kannst Du ers mal anschriewen,“ in die Tasche, rief Perle, der in die Tonne eingedrungen, war, schnupperte und allerlei höchst verdächtige Bewegungen beim Kautabak machte, und verließ den Laden.

Sobald Uz fort war, drang Felix mit der

Bitte auf Paulsen ein, die Kiste Zigarren forttragen zu dürfen.

Paulsen, der diese mit hastig nervöser Umständlichkeit in Papier einschlug und zusiegelte, gab erst nach wiederholtem Bitten nach.

„Der Herr Graf erwarten gewiß, daß ich selbst — Ohne Zweifel, Felix! Doch es mag sein! Was für ein Mann, Felix! Ich sag's noch einmal. — Wie kulant, wie rasch, wie vornehm! — Also hier! — Wart! Erst noch etwas abschneiden. So! Vergiß nur nicht zu sagen: Im Auftrage des Herrn Grafen. — Aber die Adresse, die Adresse. Herr Direktor Cortrelli! — Na, gleichviel! Gieb's nur so ab. Bei Valentinis nebenan, oben im Hintergebäude wohnen sie. Bring' mir Nachricht. Spute Dich!"

Mit klopfendem Herzen eilte Felix fort, durchschritt den Valentinischen Hauskorridor und stieg eine am Ende desselben befindliche, linksseitige Treppe empor. Bevor er aber in die Wohnung eintrat, hielt er inne. Er sollte die beiden schönen Mädchen sehen, ihre Stimme hören, hoffentlich sie sprechen und gar näher kennen lernen!

Zweimal erhob der Knabe den Finger seiner Rechten, um anzuklopfen, aber zog ihn jedesmal zaghaft wieder zurück. Er ordnete noch erst sein Haar, zog die Jacke glatter, zupfte an dem Halstuch, setzte die Füße auswärts, legte einen frei-

mütig bescheidenen Ausdruck in seine Mienen, und dann erst wagte er zu klopfen.

„Entrez!“ rief eine rauhe, fremdklingende Stimme.

Felix trat näher und verbeugte sich. Aber welch’ ein Anblick bot sich ihm. Auf einem Sofa lag zurückgelehnt ein wenig sauber gekleideter Mann mit ungekämmtem, fettigem Haar, der eben ein Glas Bier an die Lippen setzte und eine kleine dampfende Meerschaumpfeife in der Linken hielt, die das Gemach mit einem dumpfen, scharfen Geruch erfüllte.

Ein unangenehm aussehendes Weib mit gelber Gesichtsfarbe und weiter Jacke saß am Fenster und flickte an einem schmutzigen Tricot. Sie unterbrach bei Felix’ Eintritt die Arbeit und schob mit lautem Geräusch eine Prise Schnupftabak aus einer runden, bunt bemalten Dose in die Nase.

Von den beiden Mädchen aber saß die eine in einem roten, kurzen Rock, unter dem die weißbestrumpften, schlanken Beine bis zum Knie hervorschauten, auf einem Stuhl, rauchte eine Zigarrette und kämmte gleichzeitig einen an die Wand gehängten falschen Zopf, während die andere, noch in Hut uud Mantel, neben der Alten am Fenster hockte und mit weißen, gesunden Zähnen einige Nüsse knackte, deren Schalen sie auf den Fußboden fallen ließ.

In der That! Felix hatte die beiden Mädchen aus der Pantomime vor sich, aber die Gesichter waren trotz ihrer anmutigen Linien grau und verlebt und enttäuschten ihn gewaltig. Von der jugendlichen Frische, von der blendend weißen Gesichtsfarbe war nichts zu sehen. An den Füßen der Ersterwähnten saßen rotsammetne Morgenschuhe, deren Goldstickerei aufgenestelt war, und aus deren durchgestoßenen Spitzen sich dieselben Zehen hervordrängten, auf denen sie am Abend vorher wie eine Elfe dahingeschwebt war.

Zudem herrschte in dem Gemach eine verletzende Unordnung. Ein kleiner, schneeweißer Köter, welcher der Alten vom Schoß gesprungen war, bellte, während ein großer rot und grün gefiederter Papagei, der im Zimmer auf- und abwanderte, sein Lori mit einer so markerschütternden Stimme kreischte, daß Felix' Worte anfänglich ganz überhört wurden.

Als sich endlich der Tumult gelegt hatte und die Besucherin des Grafen Caffaroni auf den Knaben zuschritt, richtete er seine Bestellung aus und überreichte ihr das Paket.

Nun erfolgte eine Verständigung in italienischer Spache zwischen jener und dem Alten, und alsbald erhob sich der letztere mit übergroßer Höflichkeit und sprach ein unterwürfiges:

„Dank, tausend Dank an seine Excellenz.

Lassen mich sär, sär empfehlen. Ah, Cavalier, Excellenz, comme il faut! Kenne schon seit vielen Jahren, zuletzt in Paris wiedergesehen und immer gütig, immer sär gütig gewesen gegen mich, und für Kunst sär, sär eingenommen."

Obgleich Felix nun eigentlich nichts mehr bei den Künstlern zu thun hatte, unerwartet auch noch über die Beziehungen der Familie zum Grafen aufgeklärt worden war und seine Neugierde insofern befriedigt hatte, konnte er sich doch nicht trennen. — Der jungen Cortrelli kohlschwarzes Haar und Augen, ihre prachtvollen Zähne reizten seinen Schönheitssinn, und plötzlich sah er sie, die Hauskleider abgestreift, wieder in dem kurzen, seidenen Röckchen als Kolombine vor sich und vergegenwärtigte sich, mit welch' anmutigen Bewegungen sie ihre Arme um den Hals des beweglich tänzelnden, buntschillernden Harlekin geschlungen!

So ergriff ihn denn unter dem heftigen Verlangen nach einer näheren Bekanntschaft mit ihr seine gewohnte Dreistigkeit, und er sagte, teils zu seiner Ehrenrettung, teils unter der Berechnung eines vorteilhaften Eindrucks, den er hervorzurufen wünschte:

„Ich habe nur aus Gefälligkeit die Kiste abgegeben; ich bin der Sohn des nebenan wohnenden Doktor Kartheuser, werde aber dem Herrn Grafen die Bestellung ausrichten. Darf ich fragen,

ob Sie morgen wieder spielen? Es war sehr schön! Ich war gestern im Theater."

„Sär erfreut, daß Ihnen gefallen hat, junger Herr," dienerte der Alte, und nach einem höflichen Zaudern fügte er überaus artig hinzu:

„Wollen Sie mir plaisir machen, morgen wieder beizuwohnen? Darf ich mir Erlaubnis nehmen?"

Als Felix verlegen und fragend aufblickte griff das junge Mädchen schnell in einen alten, schmutzigen, mit verschiedenen Abteilungen versehenen, offenen Pappkasten, nahm, ohne zu zählen, eine Handvoll Theaterbillete heraus und überreichte sie Felix mit einem leichten, anmutigen Knix. Das rührte den Jungen dermaßen, daß er ganz dunkelrot wurde, die Billete aber in seine Hosentasche stopfte und dem Fräulein die Hand hinstreckte. Sie aber strich über sein blondes Haar und sagte, während ihre feurigen Augen über ihn hinglitten, zu ihrer Umgebung:

„Bello ragazzo tedesco!"

Nun schien Felix auch der Augenblick gekommen, Abschied zu nehmen, und er that es mit vielen Verbeugungen.

Im letzten Augenblick warf er noch einen neugierigen Blick auf die Alte, obgleich sie ihm einen unheimlichen Abscheu einflößte. Eben ließ sie sich von dem wieder an ihr emporgesprungenen

Hunde liebkosen. Zwischen die Zähne hatte sie einen Leckerbissen geschoben, den sich der jetzt auf der Fensterbank vor ihr auf und ab trippelnde Papagei mit der schwarzen, trockenen Zunge fortholte.

Zuletzt stießen noch wieder Papagei und Hund gleichzeitig ohrenzerreißende Töne aus, und niemand von den Anwesenden wehrte ihnen.

Achtzehntes Kapitel.

Als Felix die Familie Cortrelli verlassen hatte, waren seine Gedanken so sehr mit dem Gesehenen beschäftigt, daß er völlig vergaß, Paulsen Nachricht zu geben, ja, ohne vorzusprechen, an dem Laden vorüberstürmte.

Aber da hörte er laut seinen Namen rufen, ward dadurch an seine Pflicht erinnert und beeilte sich, seine Vergeßlichkeit gut zu machen. „Nun, wo wolltest Du denn hinrasen?“ fragte Paulsen in seiner plumpen Art, doch unterbrach er sich, als grade ein Kunde über die Schwelle trat. „Ein halb Dutzend zu vier? Jawohl, sehr gern! Bitte ergebenst! Danke verbindlichst! Besuchen Sie mich bald wieder!“ ertönte es mit geringen Abweichungen von der sonstigen Redeweise, und der Besucher ward bis an die Thür geleitet. Sodann wandte sich Paulsen wieder zu Felix, griff in eine Kiste, biß die Spitze

einer Zigarre ab, drehte letztere im Munde hin und her, weil das Deckblatt sich gelöst hatte, entzündete sie sodann und fuhr, sich auf den Ladentisch schwingend, fort:

„Na, erzähl' mal! Was sagte der Direktor? Und wie sah's oben aus?"

Felix gab eine Antwort, die sich nicht ganz mit der Wahrheit deckte. In dem Widerstreit zwischen idealer und nüchterner Auffassung konnte er es nicht über sich gewinnen, Paulsen recht zu geben. Das Wort Balg tönte noch in seinen Ohren und beleidigte sein Gefühl. Er machte deshalb eine seiner, wie Paulsen sich ausdrückte, schnodderigen Bemerkungen, indem er überhaupt einer Kundgebung seiner Ansicht auswich und sagte:

„Na, sie stopften Tricots und fütterten den Papagei. Und der Direktor meinte, die Zigarren wären wohl auf der Lüneburger Heide gewachsen. Er steckte eine an, griff aber rasch wieder nach der Pfeife — —"

„Naseweis — der Du bist! Sei ernsthaft. Was äußerte der Direktor?"

„Na, ich sage es ja!" entgegnete Felix und machte, einer sehr verdächtigen Bewegung von seiten Paulsens ausweichend, einige rasche Schritte zur offenen Ladenthür.

„Sehen Sie hier," fuhr er fort, als Paulsen ihm nun wieder in seiner Neugierde begütigend

zuwinkte. „Das hat's abgeworfen!" Zugleich zog er die Theaterbillete aus der Tasche. „Was geben Sie mir fürs Stück? Sechs habe ich gekriegt, vier möchte ich verkaufen."

„Ich geb' Dir zwölf hintenauf, wenn Du nicht ordentlich antwortest!" drohte Paulsen und glitt vom Ladentisch herunter. Daß er letzteres that, war auch aus anderen Gründen gut, denn in diesem Augenblick trat der Postdirektor von Bolten herein und forderte Zigarren. Nachdem dieser, angethan, wie immer, mit seiner schwarzen Sammetweste, Felix freundlich unters Kinn gefaßt und sich wieder entfernt hatte, erschien zum größten Erstaunen der Zurückbleibenden — Fräulein Betty Truelsen in Hut und Mantel.

„Ah, Betty!" rief Felix und reichte ihr die Hand. Und „Ganz gehorsamer Diener, mein verehrtes Fräulein," ergänzte Paulsen und schob sich an der blankpolierten Wage vorüber hinter den Ladentisch.

„Ich möchte für den Vater meines Laufmädchens — armer Mann! liegt mit einer Beingeschwulst und einem Leberleiden schon elf Wochen — etwas Rauchtabak haben. Ist da wohl eine gute und billige Sorte?"

„Gewiß, ganz vorzügliche Qualität. Wwe. Jacobsons Nachfolger, Flensburg, acht Schilling. Jawohl, bekannter, alter, abgelagerter Tabak. Ein Halbpfund?

Betty zögerte. Die Ausgabe kam ihr doch sehr hart an. „Und die andere Sorte?“ fragte sie.

„Auch vorzüglich, zum Beispiel —“

„Zum Beispiel Petersen Muff Stinkadores & Comp. Ein Viertelpfund gratis und ein halb Dutzend Zigarren ebenso feiner Sorte extra ohne Kosten dazu!“ schob Felix, seiner losen Zunge nachgebend, ein.

Paulsen warf ihm einen wütenden Blick zu, Betty aber, der bei ihrem kleinen Verstand immer erst zu spät ein rechtes Licht aufging, sah den Knaben fragend nn.

„Bitte, hören Sie nicht auf den Bengel, Fräulein. Ich könnte Ihnen dann Niclas Mehlhop Nr. 4 empfehlen —“

„Bengel?“ unterbrach Felix Paulsens Rede empfindlich. „Hören Sie mal, Herr Paulsen, das ist ein Ausdruck, den Sie sich neuerdings sehr angewöhnen, der mir aber gar nicht paßt!“

Während der Handel um den Rauchtabak fortgesetzt wurde, nahm der Junge eine ernste und scheinheilige Miene an und fragte Betty, wie es mit dem Ausbrüten der Eier stände.

„Mein Gott, Betty, sind die Tiere denn noch immer nicht mit der Sache fertig? Das ist ja bereits ein zwölfmonatliches Wochenbett.“

„Haben Ihre reizenden Tauben gelegt?“ fragte Paulsen mit übergroßer Höflichkeit und

schlug den endlich gewählten Tabak noch besonders in Papier ein.

„Ja, die süßen kleinen Tiere, Gurli und Urli," erwiderte Betty, nachdem sie Felix mit einem raschen, halb vorwurfsvollen, halb sich seinem Scherz anbequemenden Blick gestreift hatte, „brüten seit längerer Zeit. Aber ich weiß nicht, woran es liegt, daß es so lange dauert."

„Haben Sie einmal nachgesehen? Sind die Eier am Ende tot?" fragte Paulsen.

„Nein, durchaus nicht! Die Eier sind warm. Aber es ist mir neuerdings aufgefallen, daß sie eine so feste Schale haben. Vielleicht erschwert das den Vögeln das Ausbrüten —"

Felix hielt sich an dem Thürpfosten fest, um nicht vor Lachen umzufallen, legte aber rasch einen äußerst beileidsvollen und ernsten Ausdruck in seine Mienen, als sich Betty in ihrer Divination, daß die Sache dem zum Schabernack stets aufgelegten Knaben komisch erscheinen könne, zu ihm wandte und in seinem Angesicht forschte.

„Ich habe gehört, daß, wenn die Eier so hart sind, es Drillinge werden —" sagte er und begriff selbst nicht, daß seine Augen ihn nicht verrieten. „Nicht wahr, Herr Paulsen? Ist das nicht der Fall?"

„So, wirklich?" fragte Betty mit einem halb gläubigen, halb mißtrauischem Blick. „Ach, Du

machst wieder Deine Geschichten!“ Und sich unterbrechend: „Wie geht's Mama? Ich wollte eigentlich mal hinauf, aber meine gute Schwester ist wieder garnicht recht. Na, adieu, Herr Paulsen! Adieu Felix!“

„Grüßen Sie Gurli und Urli, Betty! Und, bitte, gleich Nachricht, wenn's endlich so weit ist! Wir wollen gern die Fahnen herausstecken.“

Noch einmal wandte sich die Alte um, drohte gutmütig mit dem Finger und entfernte sich dann.

Als sie fort war, ließ sich Felix in einen der Stühle neben der Uhr nieder und lachte so unbändig, daß Paulsen ihn ganz verwundert, aber auch sehr verdrießlich anblickte.

„Na, was hast Du denn nun wieder ausgeheckt?“

„Karl Valentini und ich haben ja den Tauben Zuckereier untergelegt. Nun brüten sie, daß ihnen Kopf und Leib schwitzen, aber obgleich sie sehr talentvoll sind, das bringen sie doch nicht fertig!“

„Beng—“ setzte Paulsen wieder an „Junge!“ fuhr er, der Mahnung gedenkend, fort, „was Du alles in Deinem Kopf hast. Bloß keine lateinischen und griechischen Vokabeln sind darin.“

„Doch,“ rief Felix und wandte sich zum Gehen. „Ich weiß wohl Vokabeln, aber können Sie auch übersetzen? Wie heißt zum Beispiel:

*) Qui me nominat bengel
Asinus maximus est.

---

*) Wer mich Bengel nennt, ist ein sehr großer Esel.

Paulsen zog die Lippen. „Wird wohl ein schöner Unsinn sein!“

„Durchaus nicht. Es heißt übersetzt:

Wer mich Bengel nennt, dem verzeih' ich, weil ich ihm noch zwei Schilling schuldig bin.“

Und damit stürmte er fort, die Haustreppe hinauf, und begab sich auf sein Zimmer. Hier angekommen, ließ er sich nieder und saß lange sinnend da. In dem seltsamen Gemisch von Neigung zur Thorheit, Pflichtgefühl, Leichtlebigkeit und Drang nach ernsteren Dingen hatte ihn plötzlich wie den Nüchternen nach dem Rausch, eine Leere ergriffen, in die sich ein reuevoller Unmut über sein Thun und Treiben mischte. Er überdachte die letzten Tage, die Geschehnisse mit Minna, den Besuch im Theater, seinen Unfug bei Betty, die von neuem eingetretene Entfremdung zwischen ihm und Karl, und hielt das alles zusammen mit seinen Vorsätzen und den Pflichten für die Schule. Mit so vielem, was er sich vorgenommen, hatte er nicht einmal begonnen. Die Übungen für die Musikstunde waren in letzter Zeit vernachlässigt worden, nicht minder die Schularbeiten; in der Klasse hatte er mehrfach Tadel von den Lehrern erhalten, und in seiner Mutter Augen las der Knabe einen stillen Vorwurf, der ihn tief berührte. Er saß nicht, wie in den Zeiten ernster Selbstzucht, nach

dem Abendbrot arbeitend auf seinem Zimmer, sondern strich im Garten oder bei den Nachbarn oder auf dem Wasser umher! Und zu der Unzufriedenheit mit sich selbst gesellte sich ein heftiges Verlangen nach einem unbestimmten Etwas, das er sich nicht zu erklären vermochte, dieselbe Empfindung, die ihn ergriffen hatte, wenn er im Frühjahr in den Wald gegangen, oder wenn Musik sein Ohr berührt hatte. Dann brodelte eine Sehnsucht in ihm auf, die nach Höherem, nach Besserem verlangte, und dieser weichen Stimmung waren stets gute Vorsätze und Thaten gefolgt. Plötzlich auch trat die Pantomime wieder mit allen Einzelheiten vor seine Augen, er sah die anmutige Kolombine, — aber ihr Bild zerfloß, und — — Minna Jahn stieg vor seinem Auge auf und ließ ihn nicht.

Ja, das war's! Ein Sehnen zitterte durch des Knaben Brust, und doch trieb es ihn nicht zu ihr, vielmehr verlangte seine Seele nach Einsamkeit und Erlösung. Unter diesem Gefühlsdrang setzte er sich nieder, schrieb ein Gedicht und legte es zu den übrigen, die „An meine Minna“ überschrieben, in einer hübschen, blauen Mappe in der Kommodenschublade lagen.

Erkläre mir, weshalb ich keine Sonne seh am Himmel,
Weshalb des Mondes Licht mir farblos scheint und bleich?
Weshalb ich selbst im buntesten Getümmel
Der Welt so einsam arm mich fühl', und doch so reich?
Du siehst mich fragend an? Ich soll es selber deuten!?

So wisse, Minna, denn, mein ganzes Herz ist nur bei Dir;
Die Thräne fließt, ich schweife in die Weiten —
Und möchte flehen laut: Entflieh mit mir!
Und doch darf solche Worte ich nicht sprechen,
Und dürft' ich auch — Du würdest wehren mir!
Du willst, die Zeit soll erst die Rosen brechen,
Die ruh'n als Knospe in dem Busen mir!
Wohl! wie Du willst, soll es geschehen!
Doch weinen muß ich in dem wildeu Schmerz
Und in der Qual, die, ach, zermartert mir das Herz!

Nach diesem tiefen Erguß griff Felix zu seinen Büchern und begab sich eifrig an die Arbeit. Er setzte sie auch nach dem Abendbrot fort und bezwang seine Sehnsucht, in den Garten oder zu Julius von Rosen zum Schachspielen zu laufen.

Nur als die Bettstunde kam, trieb es den Knaben doch noch einmal hinaus. Fritjhof, der neben ihm im Zimmer lag, sprang auf, als Felix nach seiner Mütze griff, sah ihn mit seinen schönen, flehenden Augen an und wedelte mit dem Schwanz.

„Willst Du gern mit in den Garten?" fragte der Knabe. Der Hund verstand und winselte bittend.

„Na, denn komm!"

Nun bellte er und fuhr in großen Sätzen im Zimmer auf und ab, ja, er hätte beinah den Arbeitstisch in seiner ungeberdigen Lebhaftigkeit umgestoßen.

„Wie spricht der Hund, wenn er bittet?"

Da erschollen laute, durchs Haus dringende Töne.

„Still! Kusch Dich, und leise die Treppe hinab gehen!“

Als sie vom Hausflur in den Garten traten, schlug ihnen eine weiche, warme Luft entgegen. Der Mond stand mit seinem unbeweglichen Licht am Himmel und beschien die grünen Rasen, die wie Smaragd glänzten. Vor den dunklen Gebüschen aber lag er wie zaudernd und verlieh den Schatten des Gesträuchs und der Bäume, die auf den hellen Weg ihre Bilder malten, etwas Geisterhaftes. Der Knabe schaute sich um. Drüben an der Lindenlaube lugte ein weiß gestrichener Gartenstuhl hervor, der in diesem Zwielicht wie Schnee schimmerte. Auf den schritt er zu, lehnte sich in ihm zurück, entbot Fritjhof zu seinen Füßen und belauschte das stille Weben der Natur. Zeitweilig ging ein leises Flüstern durch die Lindenblätter, — dann trat wieder eine so atemlose Stille ein, daß einer Raupe leises, ruheloses Nagen sein Ohr traf. Allmählich verschärften sich des Lauschenden Sinne immer mehr. Er sah zwischen den Zweigen der Laube die kleinen, zarten Sommermotten auf- und absteigen; die sanft summende Musik unzähliger unsichtbarer Geschöpfe ging wie ein leises, melodisches Abendsingen durch die Lüfte, und zarte Nebeltropfen glitten von Kraut und Blumen. Verführerisch mischten sich die Düfte der Reseda und Nacht-

violen und drangen berauschend auf ihn ein. Ein Glühwurm flimmerte im Grase, ein Nachtfalter stieß mit lautem Flügelschlag gegen einen Zweig und verschwand im Dunkel der Laube, und unter den Blättern raschelte ein lebendiges Geschöpf, wohl ein Mäuschen. — Die Bäume, die Blumen, die Sträucher schliefen gleichsam mit offenen Augen im Mondschein; an den Planken, welche die Gärten trennten, standen die Spaliere mit ihren ausgebreiteten Armen und den letzten schneeigen Blüten wie verzaubert, und nur ein weißes Kätzchen, das plötzlich auftauchte und mit anmutiger Sicherheit im Mondschein die zierlichen Pfoten setzte, dann eine Weile unbeweglich verharrte und nun plötzlich mit leichtem, unhörbarem Sprung im Nachbargarten verschwand, zeigte, daß noch bewußtes Leben da sei. Der Knabe schloß die Augen, — Fritjhof atmete schwer, er schlief zu den Füßen seines kleinen Herrn. Zuletzt ließ Felix sich herab und legte sein Ohr an die warme Erde. Es pulsierte in dem Riesenkörper. Oder rieben nur kleine Sandquarze, von ruhelosen Käfern gehoben, ihre Flächen, hastete unsichtbares Getier durch die Poren der Erdkrume, regten sich die Säfte im Grase, trieben Iltis und Maulwurf ihr unterirdisches Wesen? — Durch des Knaben Inneres zog ein unbeschreibliches Wonnegefühl. Er ruhte

an der Brust der großen Urmutter, die ihn geboren, er fühlte ihren verborgenen, belebenden Hauch, atmete die Düfte der Pflanzen ein und unterlag der Einwirkung des großen magnetischen Lichtes, das droben in der Höhe den stillen Schlaf der Erde behütete. Thränen wollten sich in seine Augen drängen. Die geheimnisvolle Schönheit der Welt versetzte seine Seele in einen Taumel. Gedanken und Wünsche, Hoffnungen und gute Vorsätze stiegen in seiner Brust empor. Etwas gewinnen, wissen, können, sich einen Platz in der Welt erobern, anderen nützen und Gutes fördern, das zog in buntem Wechsel, eindrucksvoll kommend und gehend, durch seine junge Seele. Endlich erhob er sich, schüttelte seinen schlafenden Freund, lehnte die Wange an dessen Schnauze und nahm liebebedürftig, wie jüngst, die Zeichen der Anhänglichkeit entgegen, die das stumme Geschöpf ihm geben konnte.

Druck von Oswald Schmidt in Leipzig-Reudnitz.

Schulter an Schulter

Bd.: Erster Band

[1889]